

Zeitschrift: Jahresberichte der Geographisch-Ethnographischen Gesellschaft in Zürich

Band: 16 (1915-1916)

Artikel: Der Krieg bei den Naturvölkern

Autor: Knabenhans, A.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-15131>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

II.

Der Krieg bei den Naturvölkern.

Von Dr. A. Knabenhans, Zollikon.

Der Krieg ist auch bei den Naturvölkern allgemein ein Streit, der zwischen zwei völlig autonomen Gruppen oder politischen Einheiten auf dem Wege der Gewalt zum Austrag gelangt. Bei dieser Definition denken wir nun allerdings in erster Linie an den modernen Krieg oder doch zum mindesten an grössere und planmäßig geführte kriegerische Unternehmungen ganzer Stämme, wie sie uns insbesondere von ostafrikanischen und polynesischen Völkern bekannt sind. Dort ist es auf aristokratischer Grundlage verschiedentlich zur Bildung grösserer und straff organisierter Gemeinwesen gekommen, die auch nach aussen hin ein starkes politisches Leben zur Entfaltung brachten. Man denke nur an die Eroberungszüge der Sulu unter ihrem tatkräftigen Fürsten Tschaka oder an die kühnen Kriegsfahrten der Fidschi-Insulaner.

Derartige Völker mit straffer politischer Organisation und einem grösseren Machtaufgebot sind nun aber bei den Naturvölkern in der Minderzahl und repräsentieren überhaupt schon ein stark gehobenes Niveau. In viel grösserer Verbreitung finden wir daneben sowohl in Amerika wie in Afrika, Asien und der Südsee jenen anderen Typus, der noch keine ausgeprägte Staatsgewalt kennt, bei dem die Bevölkerung nicht in mehrere gesellschaftlich getrennte Klassen zerfällt, wo wir im allgemeinen von demokratischen Zuständen sprechen können. Hier sind die politischen Einheiten in der Regel außerordentlich klein. Sie umfassen in günstigen Fällen einen Stamm oder ein paar Dorfschaften mit einigen hundert Köpfen, bei unsteten Völkern, wie Australiern und Südamerikanern, häufig aber auch nur eine auf der Wanderung dauernd verbundene Stammesgruppe oder „Horde“, die vielleicht bloß nach Zehnern zählt.

Daß nun bei derartigen Miniaturstaaten die Stoßkraft für größere kriegerische Aktionen nicht mehr ausreicht, liegt wohl auf der Hand. Der Krieg nimmt daher hier nicht nur viel bescheidenere Dimensionen, sondern gleichzeitig auch wesentlich andere Formen an. — Sofern er sich gegen völlig fremde Stämme oder Gruppen richtet, mit denen sonst keinerlei Kontakt besteht, erhält er mehr etwas Raub- und Überfallähnliches und wird gleichzeitig mehr impulsiv von Einzelnen als planmäßig von der Gesamtheit geführt: Bei süd- und zentralafrikanischen Zwergvölkern schleichen sich z. B. häufig nur wenige kühne Jäger an die seßhaften Neger heran, um von ihnen den einen und andern aus dem Hinterhalte abzuschießen und seine Leiche wegzuschleppen. Auch bei den bekannten Racheexpeditionen der Australier gegen entferntere Stämme handelt es sich in der Regel nur um sehr schwache Aufgebote. Sogar die Viehräubereien der sonst schon viel höher stehenden Massai sind lediglich das Werk der jungen Kriegerklasse, die unter ihren selbstgewählten Führern auf Abenteuer auszieht. Ähnlich schließt sich auch andernorts häufig die mannbare männliche Jugend zu einer Art Kriegergilde zusammen, in der der Drang nach starken Erlebnissen, wie sie Raub und Krieg ermöglichen, ein sehr großer ist.

Eine recht sonderbare und im allgemeinen viel zu wenig gewürdigte Art der Kriegsführung praktizieren nun aber viele tieferstehende Völker ihren engeren Nachbarn gegenüber, mit denen sie normalerweise in Freundschaft leben. Konflikte mit diesen finden nämlich der Sitte gemäß ihre Erledigung im wesentlichen in denselben Formen, wie Streitigkeiten zwischen eigenen Stammes- oder Gruppengenossen. Wir haben daher bei diesen Völkern mit zwei total verschiedenen Arten der Kriegsführung zu rechnen, deren Gegensätze uns allerdings erst klarer bewußt werden, wenn wir in Kürze ausführen, in welcher Weise hier gemeinhin Differenzen innerstaatlicher Natur ausgetragen werden. Das hiebei in Übung stehende Verfahren weicht nämlich erheblich von dem unsrigen ab, das fast ausschließlich in der Anwendung eines staatlich normierten Strafverfahrens besteht. Da nun aber ein solches auf tieferen Stufen in der Regel noch kaum in schwachen Anfängen zu erkennen ist, kommen hier Justizmittel in Betracht, die einen viel privateren Charakter tragen. Es handelt sich in der Haupt-

sache um die verschiedenen Formen der Selbsthilfe, von denen wir als wichtigste den Zweikampf und die Blutrache kennen. Das populäre Denken verwechselt sie häufig mit einer Art Faustrecht, bei dem nur die brutale Kraft des Stärkeren entscheidet. Hiervon kann jedoch in Wirklichkeit keine Rede sein. Die Selbsthilfe in der primitiven Gesellschaft ist allerdings ein Verfahren der Gewaltanwendung, aber keineswegs ein solches, das völlig willkürlich gehandhabt werden könnte; denn es steht unter der Herrschaft der Sitte und ist von dieser in allgemein gültiger Weise normiert. Zweikampf und Blutrache dürfen sich z. B. niemals gegen den ersten besten, sondern lediglich gegen den Übeltäter oder dessen Sippe richten. Weitere Regelungen bestehen etwa noch darin, daß beim Duell weder ernsthafte noch tödliche Verwundungen beigebracht werden dürfen, daß bei der Blutrache für ein Leben nur ein anderes genommen wird etc.

Eine derartige durch Normen und Regeln eingeengte Streitführung steht nun also auch im Gebrauch, wo es sich um Verwicklungen handelt, die über die Gemarkung des eigenen Gemeinwesens hinausreichen und zwischen zwei völlig autonomen Gruppen Platz greifen, die jedoch normalerweise in freundschaftlichen Beziehungen zueinander stehen. Wir sprechen daher in solchen Fällen am besten von einem geregelten Krieg und bringen diesen in Gegensatz zu Fehden mit völlig fremden politischen Einheiten, die dann mangels jeglicher Normierung unter den Begriff des eigentlichen oder unregelten Krieges fallen.

Diese beiden verschiedenen Formen der primitiven Kriegsführung wollen wir nun im folgenden etwas genauer betrachten und mit Beispielen aus der ethnographischen Literatur belegen, wobei es sich aber weniger darum handeln soll, ein recht umfangreiches Material aus allen möglichen Erdstrichen zusammenzutragen, als an Hand weniger, dafür aber möglichst einwandfreier Zeugnisse insbesondere die soziologische und psychologische Seite dieser interessanten Phänomene ins richtige Licht zu stellen.

1. Der geregelte Krieg.

Seine häufigste Form ist das sog. Massenduell. Ähnlich wie der Zweikampf, der übrigens auch schon bei bloßen Sippenstreitigkeiten in kollektiver Form auftreten kann¹⁾, ist es in allen Teilen geregelt: die Begegnung wird auf eine bestimmte Zeit angesagt; man erscheint in vorgeschriebenem Tenue und häufig mit einer besonderen Bewaffnung; der ganze Ablauf geschieht programmäßig, und am Schlusse folgen meist allerlei Festlichkeiten. Der Ausgang ist in der Regel ein unblutiger; nur selten gerät man in der Hitze des Gefechtes härter aneinander, sodaß dann die Veranstaltung in einen ungeregelten Kampf ausarten kann. Die Methoden variieren natürlich in Einzelheiten; im Prinzip handelt es sich aber immer um dasselbe. Wir lassen nun ein paar Proben aus den Quellen folgen, die dieses Kampfverfahren eingehender charakterisieren sollen.

In dem alten Reisewerk des Prinzen MAXIMILIAN VON WIED findet sich folgende detaillierte Beschreibung einer derartigen Duellszene bei den *Botokuden*:

„Zuerst stießen die Krieger der beiden Parteien kurze rauhe Herausforderungstöne gegen einander aus, gingen ernst wie böse Hunde um einander herum und brachten dabei ihre Stangen in Bereitschaft. Dann trat der Häuptling Jeparack auf, sah mit weit geöffneten Augen gerade und ernst vor sich hin und sang mit tremulierender Stimme ein langes Lied, welches wahrscheinlich von der ihm widerfahrenen Beleidigung handelte. Auf diese Art erhitzten sich die Gegner immer mehr; plötzlich trafen zwei von ihnen auf einander, stießen sich wechselseitig den Arm vor die Brust, daß sie zurücktaumelten, und griffen alsdann zu den Stangen. Der eine schlug zuerst mit allen Kräften auf den andern los, ohne Rücksicht, wohin sein Schlag fiel; der Gegner aber hielt ernst und ruhig den ersten Angriff aus, ohne eine Miene zu verziehen, dann aber brach auch er los, und so bearbeiteten sie einander mit kräftigen Hieben, deren Spuren in dick aufgelaufenen Schwielen noch lange auf den nackten Körpern sichtbar blieben. Da an den Stangen öfters noch spitzige Reste von den abgeschnittenen Ästen befindlich waren, so blieb es nicht immer bloß bei Schwielen, sondern manchem floß auch das Blut vom Kopfe herab. Wenn sich zwei Kämpfer weidlich durchgeblätzt hatten, so traten ein paar andere auf; öfters auch sah man mehrere Paare zugleich im Kampf, doch griffen sie

¹⁾ Weeks berichtet z. B. einen derartigen Fall von den Boloki am mittleren Kongo: „Zwei Familien, die mit einander in Streit geraten sind, bewaffnen sich mit Stöcken und fechten den Kampf gegen einander aus.“ (Dreizig Jahre am Kongo, Breslau 1914, S. 169).

nie einander mit den Händen an. Wenn so die Zweikämpfe eine Zeit lang gedauert hatten, so gingen sie wieder einige Zeit nachdenkend mit dem Herausforderungstone zwischen einander herum, bis wieder heroische Begeisterung sich ihrer bemächtigte und ihre Stangen in Bewegung setzte.“

Der Autor schildert dann einen gleichzeitig zwischen den Weibern entbrannten Kampf, bei dem namentlich die Haare und die Fingernägel eine Rolle spielten, und kommt darauf zu dem Schluß: „Auf solche Art wechselte der Streit etwa eine Stunde lang . . . Bogen und Pfeile aller dieser Wilden hatten während des ganzen Vorganges an den benachbarten Bäumen angelehnt gestanden, ohne daß man danach gegriffen hätte, jedoch soll es bei ähnlichen Gelegenheiten zuweilen von den Stangen zu den Waffen gekommen sein“¹⁾.

Den Anlaß hatten hier wiederholte Grenzverletzungen zwischen zwei benachbarten Horden gegeben, bis einer der beiden Häuptlinge ein derartiges Sühneverfahren verlangte. Charakteristisch ist die Verwendung einer besonderen Bewaffnung, die nur leichte Verletzungen zuläßt.

In einer neueren Quelle über die *Feuerländer* ist uns unter etwas veränderten Umständen eine ähnliche Begegnung zwischen zwei Nachbargruppen der Ona mitgeteilt. Die Schilderung lautet ungefähr folgendermaßen:

„Zwei Stämme (politische Einheiten), die aus irgend einem Grunde nicht gut aufeinander zu sprechen sind, treffen sich an einem bestimmten Tage an einem vereinbarten Orte. Die Männer haben ihre schönsten Mäntel umgehängt; ihr Körper ist weiß und rot bemalt, und auf dem Kopfe prangt ein Schmuck aus Guanakofell. Sie setzen sich in einem Kreis auf die Erde, während rund um sie herum die Frauen als Zuschauerinnen Aufstellung nehmen. Die Sache beginnt nun damit, daß sie so sitzenderweise alle jene Fälle zur Sprache bringen, die in letzter Zeit der Grund zu Differenzen waren. Zu Anfang bleiben sie dabei völlig ruhig, allmälig erhitzen sie sich aber, und die Stimmen werden lauter, bis sich schließlich beide Gruppen in der fürchterlichsten Weise beschimpfen und unter einem höllischen Geschrei die wildesten Bedrohungen gegeneinander ausstoßen. Jetzt erhebt sich ein Mann der einen Partei, wirft sein Mantelgehänge weg und streckt zum Zeichen der Herausforderung seinen linken Arm gegen die Gegner aus. Diese antworten damit, daß sich von ihnen ebenfalls einer aufrichtet, seinen rechten Arm auf den linken ausgestreckten des Herausforderers legt und damit den Zweikampf akzeptiert. Jeder versucht nun, seinen Kontrahenten in der Weise zu umschlingen, daß er ihn unmittelbar unter den Armen zu fassen bekommt, um ihn so am raschesten niederzuringen. Der einzelne Kampf dauert so lange an, bis einer der Gegner zu Boden gebracht ist, worauf der einmal Besiegte in der Regel ausscheidet und einem

1) Wied, Maximilian Prinz zu, Reise nach Brasilien in den Jahren 1815 bis 1817, Bd. I, S. 368—370.

seiner Gefährten Platz macht. Der Sieger dagegen bleibt so lange im Kampfe stehen, bis er selbst auch eine Niederlage erleidet. In dieser Weise dauert das Ringen seine 5—6 Stunden und mehr, bis alle Teilnehmer vollständig erschöpft sind und eine der beiden Parteien sich für besiegt erklärt.

Es ist Ehrensache der zu einem derartigen Kampf herausgeforderten Gruppe, das nächste Mal ihrerseits die Initiative zu einer neuen Begegnung zu ergreifen, sodaß dafür gesorgt ist, daß sich diese Veranstaltungen in regelmäßigen Zwischenräumen wiederholen. — Die Ona legen großen Wert auf diese Kämpfe, und wer sich dabei auszeichnet, steht in hohen Ehren. Wochen und Monate lang bleiben der Verlauf des Kampfes und die Leistungen der Einzelnen das Thema der allgemeinen Unterhaltung.“¹⁾

Hier handelt es sich also um geregelte Massenduelle völlig unblutiger Art. Zeit, Ort und Verlauf sind ganz genau vorgeschrieben; man erscheint in vollem Kriegsornat, jedoch ohne jegliche Bewaffnung. Die vorgebrachten Beschuldigungen sind offenbar mehr nebenschälicher Natur: durch Schreien und Drohen arbeitet man sich künstlich in die Kampfstimmung hinein und kostet diese dann aus bis zur Ermattung. Dadurch hat man wieder einmal etwas erlebt, und es ist auch für einige Zeit für den nötigen Gesprächsstoff gesorgt.

Massenduellähnliche Kämpfe werden uns auch von den Eskimo berichtet²⁾. In Afrika sind sie von den Hottentotten bekannt, und zwar erfolgt dort die gegenseitige Bearbeitung mit Stockwaffen³⁾. Auch von den Bewohnern der Nikobaren heißt es, daß sie bei Streitigkeiten offene Kämpfe austragen, wobei nur Fechtstöcke verwendet werden⁴⁾. Das klassische Land des Massenduells bleibt aber Australien, sodaß wir hier etwas näher auf Einzelheiten eintreten wollen.

Als autonome Gemeinwesen begegnen uns bei diesem unsteten Jäger-Sammervolk nicht etwa die einzelnen Stämme, unter denen wir uns hier lediglich kulturelle Einheiten (Übereinstimmung in Sprache, Kultus, sozialer Organisation, Tätowierung etc.) vorzustellen haben, sondern die verschiedenen Unter- oder Lokalgruppen, in die jeder Stamm zerfällt, und von denen jede ihre eigenen Jagdgründe besitzt. In der Regel stehen diese kleinen

¹⁾ Coiazz, Gli Indii dell' Arcipelago Fueghino, Torino, 1911, p. 64—65.

²⁾ Klutschak, Als Eskimo unter den Eskimo, S. 227 (Wien 1881).

³⁾ Frobenius, Leo, Weltgesch. d. Krieges, S. 43—45 (Jena 1902).

⁴⁾ Swoboda, Die Bewohner des Nikobaren-Archipels, I. A. E., Bd. VI, S. 6.

Sondergruppen in freundschaftlichen Beziehungen zueinander, selbst wenn sie verschiedenen Stämmen angehören. Das schließt allerdings gelegentliche Reibereien, zu denen entweder Morde, Grenzverletzungen oder Streitigkeiten der Frauen wegen den Anlaß geben, nicht aus, und da wird es dann von Zeit zu Zeit zum Bedürfnis, den gegeneinander aufgespeicherten Groll wieder zum Abfluß zu bringen.

Von derartigen Veranstaltungen ist schon in dem heute etwas veralteten Reisewerk von CARL LUMHOLTZ recht ausführlich die Rede. Die seinen Schilderungen beigefügten Erklärungen sind zwar stellenweise mit Vorsicht entgegenzunehmen, sonst aber handelt es sich um den Bericht eines Augenzeugen, der interessante Details enthält. Lumholtz nennt die von ihm am Herbert River im nördlichen Queensland beobachteten Massenduelle „Borbobi“ und definiert sie als regelmäßige Zusammenkünfte der Eingeborenen verschiedener Distrikte (Lokalgruppen) zum Zwecke der Erledigung von Streitigkeiten. Der Autor hat selbst einen derartigen Auszug einer Horde in ein anderes „Land“ mitgemacht, in dem eine vorher angesagte Begegnung dieser Art stattfinden sollte. Sein Bericht über dieses Erlebnis lautet mit einigen Kürzungen ungefähr folgendermaßen :

Die Gruppe zog mit Kind und Kegel aus. Alle waren sorgfältig geputzt: Gesicht und Körper bemalt, die Haare besonders hergerichtet und mit Federn besteckt. Einzelne Männer trugen einen derart grellen Schmuck, daß sie dadurch direkt Furcht erregten. Die Bewaffnung bestand aus Schilden, Speeren, Bumerangs und ganzen Bündeln von Wurfkeulen. Als man sich gegen Abend dem Orte der Begegnung näherte, stieß man mit allerlei kleinen Gruppen zusammen, die zum Teil schon den ganzen Tag über herumgefaulenzt hatten, um Kräfte für den bevorstehenden Kampf zu sammeln. Als Kampfplatz war eine weite mit Gras bewachsene Lichtung in einem ziemlich offenen Gummiwald bestimmt, an dessen Lisieren die Teilnehmer im Schatten Aufstellung nahmen. Wenn nun zwei feindliche Gruppen gegen einander ins Gefecht rückten, stürzten sie als Ganzes, jedoch mit verschiedenen Halten, gegen die Mitte der Lichtung vor, bis sie sich schließlich auf ca. 20 m Entfernung gegenüberstanden. Nach einer kurzen Pause schieden beide Parteien Einzelkämpfer aus, die nun zum Duell aufeinander losgingen. Dieses nahm einen mehr oder weniger gegebenen Verlauf: man schleuderte in bestimmter Folge Speere, Bumerangs, Wurfkeulen auf einander ab, um sich schließlich aus der Nähe mit Schlagwaffen zu bearbeiten. Häufig gingen die Speere durch die Schilde hindurch und verursachten leichte Verwundungen. Der jeweils Getroffene wurde sofort

als kampfunfähig erklärt und galt als überwunden. Oft standen sich sieben bis acht Paare gleichzeitig gegenüber, wobei die Gegner jedoch ständig wechselten.

Auch die Weiber nahmen Anteil an diesen Kämpfen. Sie reichten den Fechtenden neue Waffen und feuerten sie durch Zurufe und Geschrei zu kühnem Draufgehen und weiterem Ausharren an. Wurde einer verwundet, so hielten sie schützend ihre Stöcke über ihn, um ihn vor weiterem Schaden zu bewahren. Gleichzeitig schrieen sie dem nachdrängenden Feinde zu: „Töte ihn nicht, töte ihn nicht!“

Nach Sonnenuntergang wurden die Kämpfe abgebrochen und wichen einer ausgelassenen Feststimmung, die kaum zum Schlafe kommen ließ. Früh in der Morgenkühe nahmen die Duelle noch eine Zeit lang ihren Fortgang; dann aber brach plötzlich alles auf, und jede Gruppe zog wieder nach ihrem eigenen „Land“.¹⁾

Wir begegnen hier also wieder wie in den bereits erwähnten Beispielen einer Kampfweise völlig geregelter und höchst humaner Art. Es handelt sich um ein Sühneverfahren in der allermildesten Form, bei dem man nicht auf Lebensvernichtung ausgeht, sondern bei dem in zweckmäßig eingedämmter Weise eine beschränkte Rache am Gegner genommen wird. Selten bleibt jemand auf der Walstatt zurück oder trägt einen dauernden Nachteil davon. Trotzdem kommt jeder dabei auf seine Rechnung: Groll und Kampflust sind wieder einmal für eine Weile gebüßt, und gleichzeitig haben sowohl Handelnde als Zuschauer in ungewöhnlichen und starken Erlebnissen ihr Sensationsbedürfnis befriedigt.

Seitenstücke zu dieser Schilderung haben wir aus den verschiedensten Gebieten Australiens²⁾. Das Massenduell scheint hier weitaus das gebräuchlichste Verfahren zur Beilegung von Streitigkeiten intertribaler Natur zu sein. In der Regel nehmen an ihm sämtliche wehrfähige Krieger einer Gruppe teil; seltener wird es von einzelnen Vertretern oder gar nur von den Häuptlingen der beiden Parteien ausgefochten. Die Gegner treten sich stets paarweise gegenüber, schlagen geregt auf einander los: immer der eine, dann der andere, und bei jeder Verwundung scheidet das betreffende Paar aus. Eine Tötung hat den sofortigen Abbruch der ganzen Veranstaltung zur Folge und ruft der Blutrache; es sei denn, es handle sich um Fälle, wie sie z. B. Roth berichtet,

¹⁾ Lumholtz, Unter Menschenfressern, S. 152—163 (Hamburg, 1892).

²⁾ z. B. Smyth, Br., Aborigines of Victoria, Bd. I, S. 155—56; Howitt, Native Tribes of S. E.-Australia, S. 256, 332, 333; W. E. Roth, North Queensland Ethnography, Bulletin No. 4, S. 15—16.

wo die Tötung eines oder mehrerer Individuen zum vornehmesten eine abgemachte Sache ist. Bleibt es dagegen bei bloßen Verwundungen, so erfolgt regelmässig die Versöhnung, an die sich meist ein gemütlicher „zweiter Teil“ mit stark orgiastischem Einschlag anschließt.

Wir besitzen nun aber auch Schilderungen von derartigen Massenduellen, bei denen es sich angeblich um rein *spielmässige* Veranstaltungen handeln soll. Als solche begegnen sie uns namentlich im Zusammenhange mit jenen bekannten Freundschaftsvisiten, mit denen sich bei den Australiern benachbarte Lokalgruppen regelmässig zu beehren pflegen. Bei solchen Anlässen scheint zu den obligaten Vergnügungen an Tänzen und Lustbarkeiten aller Art auch die Aufführung einer Art Tournier oder Kampfspiel zu gehören, das interessanterweise völlig im Rahmen des üblichen Massenduells gehalten ist. Nach SPENCER UND GILLEN spielte sich eine derartige Szene anlässlich eines Besuches, den eine südliche Lokalgruppe des Aruntastamms ihren nördlichen Nachbarn von Alice Spring abstattete, folgendermaßen ab:

„Nachdem verschiedene einleitende Tänze und Zeremonien vorüber waren, sonderten sich Besucher und Einheimische plötzlich in zwei verschiedene Gruppen, die getrennt Aufstellung nahmen. Nach einer kurzen Pause traten drei Einheimische vor die auf der Erde kauernden Besucher und begannen vor diesen zu tanzen und wild zu schreien. Dabei schmähten sie einen der Fremdlinge und warfen ihm vor, er habe beim Tode seines Schwiegervaters, eines Alice Spring-Mannes, nicht lange genug getrauert und sich nicht die vorgeschriebenen Selbstverwundungen beigebracht. Schließlich warfen alle drei ihre Bumerangs nach ihm, denen er jedoch geschickt auswich. Nunmehr sprang aber der Angegriffene auf, schleuderte seinen Bumerang in die Richtung der drei Angreifer und rannte danach auf sie zu. Als er sie erreicht hatte, umarmte er sich mit einem der Angreifer und beide knieten in dieser Haltung auf die Erde nieder. Der Beschuldigte gab dabei die Absicht kund, sich zum Zeichen der Sühne die Schulter bis auf den Knochen zu durchschneiden, was jedoch sein Partner mit aller Macht zu verhindern suchte. Dies schien ihm allerdings nicht besonders schwer zu fallen; aber es wurde doch längere Zeit in dieser Weise gerungen. Schließlich brachte sich der Angeschuldigte mit seinem Steinmesser eine unbedeutende Verletzung bei, womit dieser Handel erledigt war.“

Der genau gleiche Vorgang wiederholte sich noch dreimal hintereinander mit anderen Teilnehmern. Darauf trat eine kurze Pause ein, während welcher jedoch sämtliche Anwesende in äusserster Erregung der Dinge harrten, die weiter folgen sollten.

Plötzlich trat einer der Einheimischen hervor und forderte einen Besucher zum Zweikampf heraus, indem er ihn beschuldigte, seinen Bruder vor Jahresfrist getötet zu haben. Der Aufgerufene erhob sich alsbald und verteidigte sich mit seinem Schilde gegen die drei Bumerangs, die sein Gegner in rascher Folge gegen ihn schleuderte. Den beiden ersten wich er geschickt aus, während der dritte seinen Schild zerschmetterte und ihm eine nicht unbedeutende Wunde am Arme beibrachte. In diesem Moment griff aber sofort der Häuptling der Gastgebergruppe ein und brach den Zweikampf ab.

Kaum war diese Szene vorüber, als neuerdings einer der Einheimischen einen der Besucher herausforderte und ihn unlauterer Beziehungen zu seinem Weibe beschuldigte. Bei dem nunmehr beginnenden Duell warfen beide Männer ihre Bumerangs aufeinander ab, jedoch ohne daß einer von ihnen zu Schaden gekommen wäre.

Ein paar Augenblicke später forderte abermals unter allgemeiner Erregung ein Mann der Alice Spring-Gruppe einen der Fremdlinge heraus und warf ihm vor, vor einem Jahre den Tod seines Weibes verursacht zu haben. Nunmehr erhoben sich aber auf einen Schlag sämtliche Besucher und rannten auf den Ankläger los, dem seinerseits eilends alle Männer von Alice-Spring zu Hilfe kamen, während die Weiber unter heftigem Kreischen und Gestikulieren wild durcheinander rannten. Beide Gruppen beschuldigten sich nun wechselseitig der schwersten Verbrechen und dieser Wortstreit, der in höchster Erregung geführt wurde, dauerte über eine halbe Stunde an.

Kaum hatten sich die Gemüter etwas beruhigt, so ging der Lärm von neuem los. Ein Einheimischer beschuldigte die ganze Gruppe der Besucher, den Camp nicht geräumt zu haben, als ein Mann bei ihnen gestorben sei. Diesmal schien nun ein ernsthafter Konflikt zwischen beiden Gruppen unvermeidlich zu sein. Die Männer bedrohten sich fortwährend mit den Waffen, und die Weiber, die ein fürchterliches Geschrei verführten, waren jeden Augenblick bereit, sich zwischen ihre Angehörigen und ihre Gegner zu stürzen. Vergebens versuchten die Häuptlinge Ruhe zu schaffen: Bumerangs und Speere waren beständig wurfbereit, und dem Zuschauer schien es, als ob jeden Augenblick ein blutiges Handgemenge beginnen müßte. Jedermann rief und schrie so laut er nur konnte. Sah man aber näher zu, so beobachtete man, daß die nämlichen, die in einem Momente handgreiflich zu werden drohten und die Gegner in fürchterlichster Weise insultierten, im nächsten Augenblick beruhigend und beschwichtigend auf ihre tobenden Genossen einzuwirken suchten und sie vom Zuschlagen abzuhalten bestrebt waren. So bot das Ganze eine höchst eigenartige Szene, die weder einer komischen noch einer ernsthaften Note entbehrt. In dieser Weise dauerte die Aufführung wohl über drei Stunden fort, und erst allmählich schienen sich die Gemüter zu besänftigen. Im Laufe der nächsten Tage wurden die Szenen wiederholt, doch mit sichtlich schwindendem Interesse, und schließlich schien die vollste Harmonie zwischen den beiden Parteien wieder hergestellt zu sein.“¹⁾

¹⁾ Spencer und Gillen, „The Northern Tribes of Central Australia“, Seite 571—576 (London 1904).

Bei dieser Schilderung handelt es sich, wie bereits bemerkt, um eine rein spielmäßige Veranstaltung. Zu einem wirklichen Zuschlagen kommt es nicht, und der Ausgang ist ein völlig unblutiger. Sonst aber haben wir genau das nämliche Bild vor uns wie bei den früher beschriebenen ähnlichen Begegnungen mit verbürgtem Ernstcharakter. Auch dort wissen wir häufig nicht mehr, wo der Ernst aufhört und das Spiel beginnt; denn die eigentliche Grundabsicht, den Gegner zu schädigen und an ihm Rache zu nehmen, geht nahezu unter in dem vielen Beiwerk von Drohen, Schimpfen, Schreien und Gestikulieren, das uns als eine wahre Vergeudung von Kräften und Mitteln erscheint. Dies könnte leicht den Gedanken erwecken, das Massenduell hätte überhaupt nichts vom Kriegsverhältnis an sich, sondern sei allgemein nur Spiel und Schaustück. Damit wäre aber der Tatbestand sehr einseitig charakterisiert, nämlich nur von unserem eigenen fortgeschrittenen Standpunkt aus und nicht von demjenigen des primitiven Menschen. Streng rationalisierte Verhaltungsweisen, wie sie die moderne Kultur ausgebildet hat, dürfen wir nämlich im allgemeinen auf dieser Stufe noch nicht erwarten. Am ehesten finden wir sie noch in der Technik und im Nahrungserwerb, also da, wo der Mensch unmittelbar den Anforderungen der Natur zu gehorchen hat. In allen übrigen Gebieten des Lebens dagegen dominieren Formen des Handelns, die nach unserem Urteile eine ganze Menge unzweckmäßiger Bestandteile enthalten und uns daher als im höchsten Grade unangepaßt erscheinen. Wo sich z. B. zwei Stämme begrüßen, wo ein Kaufgeschäft abgeschlossen wird, wo in einer Rede jemand als der Schuldige dargestellt werden soll, kurz überall im Verkehr von Mensch zu Mensch sehen wir das Notwendige stets mit einer derartigen Fülle von Luxusmitteln begleitet, daß wir das Wichtige vom Nebensächlichen, das Sinnvolle von den Zutaten kaum mehr zu unterscheiden vermögen. Man hat in diesem Sinne von einer sogen. gemischten Zwecktätigkeit gesprochen, die in der Lebensführung der Primitiven dominiere.¹⁾ Diese bedeutet im Unterschiede zu unserem modernen rationalisierten Handeln, das auf direktestem Wege auf ein Ziel losgeht und

¹⁾ Siehe insbesondere A. Vierkandt: „Ausdrucks-, Spiel- und Zwecktätigkeit in ihrer Bedeutung für Volkstum und Kultur“ (Die Geisteswissenschaften, Heft 35 u. 36).

dieses nur mit den gerade notwendigen Mitteln zu erreichen trachtet, eine Verhaltungsweise, bei der die Zweckmotive stets eine charakteristische Synthese mit Spiel- und Ausdrucksmomenten eingehen. Die Zwecktätigkeit tritt hier mit anderen Worten selten rein zutage, sondern neben dieser wissen sich überall das Lustmotiv der Spieltätigkeit und das Verlangen nach Ausdruck allerlei innerer Zustände und Gemütsbewegungen in hervorragendem Maße Geltung zu verschaffen. Nun fehlen ja im allgemeinen diese Elemente auch unserem eigenen Handeln nie völlig; während sie aber hier stark zurückgedrängt sind oder bis zur Unkenntlichkeit modifiziert erscheinen, nehmen sie auf tieferen Stufen an nahezu allem Handeln einen weitgehenden und stark hervortretenden Anteil, der dort der gesamten Kultur ihr eigenständliches Gepräge verleiht.

Diesen Begriff der gemischten Zwecktätigkeit müssen wir nun auch auf die Kampfsitten tieferer Stufen anwenden. Im Massenduell rächt man wohl einerseits in zweckmässiger Weise allerlei erlittene Unbill am Gegner; andererseits aber verraten diese Veranstaltungen nur zu deutlich einen starken Einschlag von Spiel- und Ausdruckstätigkeit. Neben der Austragung wirklicher und echter Kampfstile handelt es sich hier zu einem beträchtlichen, wo nicht zum erheblichsten Teil, um eine rein spielmäßige Befriedigung des Kampfinstinktes als einer völlig triebhaften Anlage; darum die vielen Scheinkämpfe, das bunte Beiwerk an Tänzen und kriegerischen Aufmärschen, das künstliche Anfachen der Wut und die endlose Dauer der Szenenfolge. Ergänzend kommen hinzu: das Schreien, Schimpfen, Drohen und all die mimischen und pantomimischen Bewegungen als Ausdrucksmittel des leidenschaftlich erregten Gemütes. Man tobt sich also bei derartigen Anlässen gleichzeitig tüchtig aus, indem man in starken Sensationen und Affekten schwelgt und die Seele von allerlei lastendem Druck befreit. Nach dieser letzteren Seite hin hat das Massenduell die nächsten Beziehungen zu jenen von Heinrich Schurtz als „Ventilsitten“ bezeichneten Institutionen, vermöge welcher auf tieferen Stufen allerlei schweren Erregungszuständen körperlicher und geistiger Natur stets in zweckentsprechender Weise eine Entladung garantiert ist. Wir erinnern hier nur an jene bekannten als Festpromiskuität zusammengefaßten Zügellosigkeiten, bei denen vorübergehend alle Schranken und Gebote aufgehoben

sind, um einem starken Trieb in festen Formen einen Abfluß zu gewähren.

Eine andere Form der geregelten Streitaustragung zwischen benachbarten autonomen Gruppen sind die sogen. Racheexpeditionen, wie sie uns namentlich aus der australischen Literatur bekannt geworden sind. Stirbt oder erkrankt jemand ohne sichtbaren Grund, so nimmt man als Ursache immer einen bösen Zauber an, der von diesem oder jenem verdächtigen oder sonstwie mißliebigen Angehörigen einer benachbarten Gruppe ausgegangen sein muß. Wird dem Vorfall eine öffentliche Bedeutung beigemessen, so senden Häuptling und Rat der Alten in der Regel eine kleine bewaffnete Schar aus, um das wirkliche oder vermeintliche Verbrechen in dieser oder jener Form an der beschuldigten Gruppe zu rächen. Dies geschieht meist dadurch, daß sich die mit einer derartigen Mission betrauten Krieger heimlich an das Lager der Feinde heranschleichen und in plötzlichem Überfall den einen oder anderen von diesen verwunden oder töten. Gelingt die Überraschung nicht vollständig, so ist die Folge meist ein offener Kampf mit blutigem Ausgang. In anderen Fällen begibt man sich direkt in das Lager der Angeschuldigten und erwirkt dort durch lange Verhandlungen die Freigabe eines oder mehrerer Opfer zur Tötung oder begnügt sich in weniger ernsten Fällen mit einem bloßen Wortgefecht. Bei SPENCER & GILLEN ist der Verlauf eines derartigen Rachezuges der nördlichen Arunta gegen die benachbarten Illaura folgendermaßen beschrieben:

„Als alle nötigen Vorbereitungen getroffen waren, trat das Atninga (Bezeichnung für eine derartige Racheschar) seinen Zug nach Norden an und stieß nach wenigen Tagesmärschen auf eine Gruppe der Illaura von vielleicht einem Dutzend Familien. Man lagerte sich in der Nähe, und die Verhandlungen begannen. Die übungsgemäß angebotenen Frauen wurden ausgeschlagen, was bedeutete, daß man nicht in freundschaftlicher Absicht gekommen sei. Es traten nun beiderseits einige alte Männer als Parlamentäre in Funktion, und diese verhandelten zwei volle Tage miteinander, bis die bedrängten Illaura endlich folgenden Ausgleich vorschlugen. Sie erklärten, in ihrem Camp befänden sich drei mißliebige Männer, von denen zwei die Heiratsgebote verletzt hätten, während der dritte von streitsüchtigem Wesen sei und allerlei schlimme Zaubereien auf dem Gewissen trage. Diese drei Männer wollten sie zur Tötung ausliefern, wofür dann der Rest des Lagers unbehelligt bleiben sollte. Mit diesem Angebot erklärten sich die Arunta einverstanden. Am andern Morgen wurde bei den Illaura etwas außerhalb des Lagers ein Feuer angezündet, um

das sich bald alle ihre Gruppengenossen versammelten. Einige Arunta, die ihre Kriegsbemalung entfernt hatten, kamen herüber; jedermann war völlig unbewaffnet, und man unterhielt sich in freundschaftlicher Art. Unterdessen schlich sich der Rest des Atninga in voller Bewaffnung unbemerkt heran und tötete bei einem plötzlichen Überfall zwei der Verurteilten mit Speerstichen. Der Dritte hatte wahrscheinlich Lunte gerochen und war während der Nacht zusammen mit seinem Weibe auf und davon gegangen. Als Beute nahm das Atninga die Frau und ein Kind des einen der Getöteten mit sich und kehrte darauf wieder an seinen Ausgangspunkt zurück.“¹⁾

Nach Howitt bestand bei den Dieri die Möglichkeit, einer derartigen Racheexpedition dadurch einen völlig unblutigen Ausgang zu sichern, daß man dem Angreifer an Stelle des Kampfes ein Tauschgeschäft mit gewissen für ihn vorteilhaften Bedingungen proponierte. Ging er darauf ein, und erklärten sich am Schlusse desselben alle für befriedigt, so war die Differenz beseitigt; im andern Falle kam es zuerst zu einem Wortwechsel und darauf zu einem offenen, jedoch geregelten Kampf.²⁾

Ein anderes geregeltes Sühneverfahren bei Streitfällen zwischen benachbarten Lokalgruppen besteht darin, daß sich der Schuldige oder Verdächtigte der geschädigten Partei zu stellen hat. Es kommt ähnlich wie beim Massenduell zu einer Gegenüberstellung der beiden Gruppen oder von Teilen derselben an einem bestimmten Ort und zu einer festgesetzten Zeit, worauf aber lediglich ein einzelner geregelter Zweikampf zwischen dem wirklichen oder vermeintlichen Übeltäter und einem Vertreter der geschädigten Partei folgt. Häufig ist der Verlauf auch ein derartiger, daß der Schuldige sich rein defensiv zu verhalten hat und nur mit dem Schilde bewaffnet einen Speerhagel über sich ergehen lassen muß. Der Häuptling seiner Lokalgruppe steht ihm jedoch als Sekundant zur Seite und bricht den Kampf sofort ab, wenn eine Verwundung eingetreten ist.

Diese Verfahren stehen nach Howitt namentlich in den südöstlichen Gebieten im Gebrauch. Bei ihnen richtet sich das Racheverlangen nur gegen einzelne Individuen, weshalb dieser Autor von bloßen Ordalien spricht. Wir rechnen aber auch diese Verfahren besser zu den Formen des geregelten Krieges; denn wenn

¹⁾ Native Tribes of Central Australia, S. 228—230.

²⁾ Howitt, a. a. O., S. 490—492.

auch hier die eigentliche Handlung nur von wenigen Personen beschriften wird, so fehlt diesen Veranstaltungen deswegen keineswegs der öffentliche Charakter. Wie wir hören, erscheinen nämlich dabei die engeren Beteiligten stets eskortiert von der gesamten Kriegsmacht ihrer Gruppe, die jeden Augenblick bereit ist, zugunsten ihrer Angehörigen einzuschreiten, sobald es die Umstände erfordern. Es soll denn auch nicht selten vorkommen, daß derartige Begegnungen aus irgend einem Grunde in allgemeine Kämpfe mit ernsthaften Folgen ausarten, wie denn überhaupt alle diese geregelten Verfahren leicht die Tendenz haben, in ungeregelter umzuschlagen, besonders wenn entweder absichtlich oder zufällig eine der Parteien die hier geltenden Sittengrenzen überschreitet.

Auch bei diesen stark vereinfachten Sühneverfahren scheinen Spiel- und Ausdrucksbedürfnis in erheblichem Maße auf ihre Rechnung zu kommen; denn die üblichen Zutaten an eindrucksvoller Kriegsbemalung, an Weibergeschrei und allerlei uns zwecklos erscheinenden Evolutionen und Sprüngen fehlen durchaus nicht.

Weitere Beispiele des geregelten Krieges, die der Form nach von den bis jetzt aufgeführten mehr oder weniger abweichen, sind uns von den verschiedensten Völkern bekannt. NEUHAUSS gibt uns z. B. ein solches aus Deutsch-Neu-Guinea. Er sagt von der Streitführung der Kai-Leute:

„Daß man als Kriegserklärung einen zerbrochenen Speer in das Dorf der Gegner sendet, kommt nur vor, wenn man mit einer bisher befreundeten Dorfschaft in Streit gerät und durch dieses Symbol die zerbrochene Freundschaft zum Ausdruck bringen will . . . Bei einem Kampf zwischen Nachbardörfern, zwischen denen verwandtschaftliche Beziehungen bestehen, werden gewöhnlich nur bestimmte Schuldige erschlagen, die übrigen Leute und die Kinder der Getöteten jedoch geschont. In diesem Falle ist alles schon vor dem Kampfe ausgemachte Sache.“¹⁾

Eine noch viel mildere Form der Kampfaustragung zwischen benachbarten Gemeinwesen erwähnt PARKINSON von den Eingeborenen der Gazellehalbinsel. Wir lesen bei ihm:

„Wird in einem Streitfalle das angebotene Sühnegeld nicht angenommen, so beginnt der eigentliche Krieg. Die Parteien stehen sich nun gegenüber, hüten sich jedoch sehr, handgemein zu werden. Es werden Scheinangriffe gemacht; jede Partei verhöhnt die andere, und nachdem dies eine zeitlang angehalten hat, namentlich bei hereinbrechender Dunkelheit, zieht sich der ganze

¹⁾ Deutsch-Neu-Guinea, Bd. III, S. 102 (Berlin 1911).

Haufe zurück; denn die Nacht ist keines Menschen Freund, und es schläft sich besser in der Hütte als auf dem weiten Kampffeld. Am folgenden Tage geht die Geschichte wieder los und dauert nun so lange, bis die Vermittler mit der beleidigten Partei über eine bestimmte Sühnezahlung einig sind und diese erlegt ist.“¹⁾

Der nämliche Autor berichtet uns über geregelte Seetreffen bei den Eingeborenen der Admiralitätsinseln:

„Seeschlachten in Kanoes sind nicht selten. Die beiden Parteien nähern sich, und in Hörweite angelangt, überschütten sie sich mit Schmähreden und Schimpfworten. Dann rücken die beiden Kanoes der Söhne der kriegsführenden Häuptlinge ein wenig vor, und die beiden Söhne führen einen Zweikampf auf, in dem drei Lanzen geworfen werden dürfen. Ist dieser Zweikampf beendigt, so erfolgt von beiden Seiten zugleich der Angriff. Die Taktik besteht darin, den Steuermann des Kanoes zu töten und zu verhindern, daß ein anderer seinen Platz einnimmt. Das Kanoe wird dabei umgestürzt, und die Insassen werden im Wasser gespeert.“²⁾

Ein ungewöhnlich stark geregeltes und eingeeengtes Kampfverfahren zwischen benachbarten selbständigen Gemeinwesen ist uns in einem Bericht über die Rechtssitten der Jap-Insulaner mitgeteilt.

Zwei politische Einheiten, die sonst in einem gewissen Solidaritätsverhältnis zu einander stehen, dürfen erst dann miteinander Krieg führen, wenn sie dazu vom Häuptling eines unter allen Umständen als neutral geltenden Distriktes autorisiert worden sind. Dieser wählt dann den Kampfplatz aus, bestimmt die Anzahl der Krieger, die beide Parteien ins Treffen schicken dürfen, und entscheidet auch über den Frieden. Der Autor meint daher: „Es ist dies eine ganz eigenartige Einrichtung, die mehr den Charakter eines ernsthaften Turniers oder einer Massenmensur mit einem Unparteiischen trägt.“³⁾

Um bloße Scheingefechte und kriegerische Schaustellungen scheint es sich vielfach auch bei den Nordwestamerikanern zu handeln, wenn lediglich Streitigkeiten mit den engen Nachbarn vorliegen. In einer guten älteren Quelle über die Tinklit-Indianer findet sich z. B. folgende stark an australische Verhältnisse erinnernde Schilderung:

„Streitigkeiten zwischen Geschlechtern und Familien (hier die politischen Einheiten) wurden häufig durch Zweikämpfe entschieden. Auch hier stellen sich beide Parteien in Schlachtordnung auf; die erwählten Kämpfer werden mit dicken Panzern aus geerbten Elentierhäuten bekleidet, während der Kopf

¹⁾ Dreißig Jahre in der Südsee, Seite 124 – 126 (Stuttgart 1911).

²⁾ a. a. O. Seite 401.

³⁾ Senfft, Arno, Globus, Bd. XCI, S. 174.

durch einen hölzernen Helm, welcher mit dem Wappenzeichen des Stammes versehen ist, geschützt wird. Als Waffe wird nur der Dolch benutzt. Durch Tänze und Gesänge, die sich nach dem Verlauf des Kampfes richten, begleiten die Zuschauer denselben.“¹⁾

Nicht minder typisch für den geregelten Krieg ist die nachstehende der nämlichen Quelle entnommene Episode:

„In dem Dorfe der Eingeborenen, unmittelbar unter den Kanonen des Forts, waren ein hoher Häuptling und ein vornehmer Mann, der aber von geringerem Range war, bei einem Trinkgelage miteinander in Streit geraten, infolgedessen ersterer den letzteren mit seinem Dolche erstach. Die Partei des Ermordeten, etwa 1000 Männer stark, zog sofort mit schrecklichem Geheul aus, den Tod zu rächen, alle in der abschreckendsten Weise bemalt und mit jeder Art von Waffen, Speeren, Knütteln, Dolchen und Feuerwaffen, versehen, während die Frauen, womöglich noch wilder als die Krieger, die lärmende Bande durch boshaftes Geschrei und durch Gesten zu Gewalttätigkeiten anreizten. — Der Einbruch der Nacht verhinderte den Ausbruch der Feindseligkeiten. — Am folgenden Tage versammelten sich mehrere Tausende verschiedenen Alters und Geschlechts, von denen die meisten bewaffnet und durch die eigene Rachsucht und die Beschwörungen der Schamanen in Dämonen verwandelt waren. — Das Leben des Häuptlings wurde als Sühne gefordert, aber von seiner Partei verweigert, weil es höheren Wert hätte als das des erschlagenen Mannes. Jetzt traten jedoch auch der russische Gouverneur und der Bischof für den Häuptling ein, da er durch die Taufe ein Glied der christlichen Kirche geworden war; zugleich wurden die Geschütze des Forts in Bereitschaft gesetzt. — Dies führte zu einer Verständigung; mit lautem Geschrei gingen die beiden Parteien auf einander los, und ein oder zwei Minuten lang hörte man das Zusammenschlagen der Waffen. Als sich dann beide Parteien gleichzeitig zurückzogen, sah man die Leichname zweier Sklaven, die an Stelle des Häuptlings geopfert worden waren.“²⁾

Einen mehr oder minder geregelten Verlauf scheinen auch die Treffen zwischen den Eskimostämmen der Beringstraße genommen zu haben, über die NELSON aus früherer Zeit allerlei interessante Angaben gesammelt hat. Wir lesen bei ihm:

„Die geschicktesten Kämpfer hatten die Gewohnheit, sich beim Herannahen der Gegner auf den Boden zu werfen und mit den Füssen in der Luft zu strampeln, um den Feinden dergestalt ihre Mißachtung auszudrücken. . . .

Dauerte ein Kampf längere Zeit an, sodaß die Gegner müde, schlafbrig oder hungrig wurden, so hißte man etwa an einer Stange einen Pelzrock zum Zeichen des Waffenstillstandes, der gewöhnlich gerne gewährt wurde und den man beiderseits dazu ausnützte, sich durch Essen, Ruhen oder Schlafen für den später fortgeführten Kampf neu zu stärken. . . .

¹⁾ Krause, Die Tinklit-Indianer, S. 248.

²⁾ S. 247 bis 48.

Hatte ein Angehöriger der einen Partei Verwandte unter den Gegnern, sodaß er nicht gerne am Kampfe teilnahm, so schwärzte er sein Gesicht mit Holzkohle, was ihn in eine beiderseits respektierte Neutralität versetzte.“¹⁾

Damit wollen wir die Liste der Beispiele über den geregelten Krieg schließen. Die vorgebrachten Materialien mögen hinlänglich gezeigt haben, wie schon bei den kulturärmsten Vertretern der Menschheit ein deutliches Bestreben zutage tritt, das Kriegsverhältnis wenigstens in gewissem Umfange zu regeln und dadurch in seinen Wirkungen abzuschwächen. Dieses Resultat ist um so bemerkenswerter, als es im direkten Gegensatz zu einer heute noch weit verbreiteten populären Vorstellung steht, nach der der Krieg auf tieferen Stufen sozusagen den Normalzustand bedeuten und dort gleichzeitig seine rohesten und rücksichtslosesten Formen annehmen soll. Ein derartiger Gesellschaftszustand wäre nun aber wohl schon allein aus biologischen Ursachen ein Ding der Unmöglichkeit. Stellen wir uns vor, daß die kleinen schwachen Horden- und Gruppenverbände der Jäger und Sammler, die meist ohnehin einen harten Kampf ums Dasein zu führen haben, noch in beständiger blutiger Fehde mit ihren Nachbarn lägen, so würde dies wohl in kürzester Zeit zu gegenseitiger völliger Vernichtung führen. — Dazu kommt aber noch ein anderes bedeutsames Moment. Der Mensch führt nirgends, wie dort stillschweigend vorausgesetzt wird, ein völlig isoliertes Dasein, das ihm gestatten würde, in rücksichtslosester Weise seinen Ichtrieben zu folgen. Er erweist sich im Gegenteil auf allen Stufen als ein eminent geselliges Wesen, das stets Anlehnung und Austauschmöglichkeit mit anderen nötig hat. Obwohl dieses Bedürfnis nun in erster Linie innerhalb der eigenen Gruppe befriedigt wird, macht es doch sicherlich niemals an den Grenzen derselben halt, sondern spielt auch zu den anderen ähnlich gearteten benachbarten Gemeinwesen hinüber, mit denen es Bande der Freundschaft und der Solidarität knüpft. Dadurch erhalten die gesamten Beziehungen zu den Nachbargruppen ganz von selbst eine gewisse Normierung und Regelung, die sogar auf das Kriegsverhältnis überzugreifen vermag. In diesem Sinne sind die stark eingeengten Racheverfahren zu verstehen, die wir auf tieferen Stufen in Anwendung finden. Sie sind Konzessionen an den

¹⁾ Nelson, The Eskimo about Bering Strait, Report No. 18: Bureau of American Ethnology, S. 128—29.

Nachbarn, an den mehr oder weniger Gleichgearteten, auf den man immer wieder angewiesen ist. Deshalb ist ihnen jede Schärfe genommen, und dadurch, daß sie bei der großen Menschenarmut mit einem Minimum von Opfern den Ausgleich der niemals zu vermeidenden Differenzen ermöglichen, gleichzeitig aber auch noch anderen starken Bedürfnissen genügen, erweisen sie sich als Institutionen von außerordentlicher Zweckmäßigkeit.

2. Der ungeregelte Krieg.

Dem geregelten haben wir nun den wirklichen oder unge Regelten Krieg gegenüberzustellen. Dieser richtet sich im allgemeinen gegen Gegner, zu denen in normalen Zeiten die Beziehungen entweder gänzlich fehlen, oder doch nur sehr schwache sind. Gründe zur Schonung oder Rücksichtnahme bestehen hier also nicht, und darum wird auch gemeinhin jegliches Mittel und jegliche Methode, sich Genugtuung zu verschaffen oder das Rache verlangen zu stillen, für gut erfunden.

Als Beweggründe kommen zum Teil die nämlichen in Betracht wie beim geregelten Krieg: Rache für frühere Fehden, Tod und Krankheit, deren Ursachen man fremdem Zauber zuschreibt, Streitigkeiten der Frauen wegen, Kannibalismus u. s. w. Häufig handelt es sich hier aber nur um Scheingründe, und die eigentliche treibende Kraft ist wohl in den meisten Fällen die rein instinktmäßige Kampflust, die offenbar in den geregelten Verfahren den Nachbarn gegenüber und in den bloßen Kampfspielen keine genügenden Abflußmöglichkeiten besitzt.

Auf schon gehobeneren Stufen kommen als weitere Antriebe hinzu: der Ehrgeiz, d. h. das Verlangen nach persönlicher Auszeichnung im Kriege, wie wir es etwa beim sog. Kopfschnellen der Dajaken und bei ähnlichen Praktiken vieler Indianer finden; der Viehraub bei den Viehzüchtern, und das Verlangen nach Sklaven auf der nämlichen Wirtschaftsstufe. Während nämlich die Jäger den erbeuteten Feind in der Regel schlachten und verzehren, wird er hier als dauernde Arbeitskraft verwendet. Doch damit nähern wir uns bereits der Grenze gegen die Eroberervölker hin, die den Krieg schon mehr in unserem Sinne führen, nämlich zum Zwecke des Land- und Machtgewinnes. Hier handelt

es sich stets um ein großes und gleichzeitig rein kollektives Ziel, wogegen die vorhin erwähnten Motive, die sich hauptsächlich auf die Kriegsfälle zwischen den schwachen demokratischen Gemeinwesen der Sammler, Jäger und Hackbauern beschränken, einen viel privateren Charakter tragen.

Bezüglich der Form wurde bereits einleitend erwähnt, daß wir es auf dieser Stufe seltener mit offenen Begegnungen als mit überfallähnlichen Aktionen zu tun haben, die das Überraschungsmoment benützen und mehr impulsiv von Einzelnen als planmäßig von der Gesamtheit geführt werden. — Weitere Details ergeben sich erst aus den Materialien, weshalb wir nun auch hier wie beim geregelten Krieg eine Anzahl von Quellen zu Worte kommen lassen wollen.

Bei den Australiern richtet sich der ungeregelte Krieg nur gegen völlig fremde Stämme, die weitab wohnen und von denen man nur ausnahmsweise etwas zu hören bekommt. Diese werden nicht nur mit Bezeichnungen belegt, die wir in unserer Sprache mit „Wilde“ oder „Barbaren“ wiedergeben müssen, sondern sie gelten auch als absolut minderwertig, und ihre Gefährlichkeit wird in der Phantasie furchtbar übertrieben. Es zirkulieren daher stets allerlei Gerüchte von ihren Untaten, was die Furcht erhöht, gleichzeitig aber auch den Haß verstärkt.

Mit diesen „Fremden“, die man sich wie wilde Tiere denkt, und denen man insbesondere allerlei Zauberverbrechen zuschreibt, wird nun von Zeit zu Zeit abgerechnet, indem man einen Rachezug gegen sie veranstaltet. Dabei kennt man häufig nicht einmal den Namen des Stammes, an dem man die Rache nehmen will. In anderen Fällen versucht man wenigstens, sich durch gewisse Omina einen Begriff zu bilden, wo der Gegner zu suchen ist. Vor allem aber dürfen keinerlei verwandtschaftliche Beziehungen zu den betreffenden Stämmen bestehen, weil dies unangenehme Konsequenzen haben würde.

Nach WHEELER verlaufen derartige Unternehmungen in der Regel wie folgt:

Man geht heimlich in der Nacht seine hundert oder noch mehr Meilen weit, bis man sich endlich in einer Gegend zu befinden glaubt, mit deren Bevölkerung keinerlei Beziehungen mehr bestehen. Hier veranstaltet man im Schutze des Dunkels einen plötzlichen Überfall und macht ein ganzes feind-

liches Lager samt Weibern und Kindern schonungslos nieder. Hält man aber den Feind für zu stark, und hat man Furcht vor ihm, so begnügt man sich mit einem kleineren Überfall in der Morgendämmerung und läßt es bei der Tötung von ein paar wenigen Individuen bewenden.¹⁾

Nach ROTH waren bei nördlichen Queenslandstämmen die Teilnehmer an solchen Auszügen alle in der nämlichen Weise bemalt, um sich gegebenenfalls sofort erkennen zu können. Die Taktik, die hier zur Anwendung kam, beschreibt er folgendermaßen:

Man stiehlt sich in tiefdunkler Nacht an das Lager des Feindes heran, umstellt es beim Morgengrauen von allen Seiten, und mit einem plötzlichen Schrei, den einer der Anführer ausstößt und in den alle Teilnehmer einstimmen, beginnt das Massacre.²⁾

Diese Racheexpeditionen sind uns wiederum aus den verschiedensten Teilen Australiens bezeugt, obwohl sie nach WHEELER gegenüber den geregelten Verfahren stark in den Hintergrund treten. Zuweilen scheinen sie auch noch einem anderen Zwecke zu genügen, nämlich der Befriedigung des Hungers nach Menschenfleisch. Sie sind dann wiederum nur gegen völlig fremde Stämme gerichtet, und die erbeuteten Leiber oder doch Teile derselben werden von den Teilnehmern mitgenommen. Bei FROBENIUS finden wir über diese Veranstaltungen folgenden Passus:

„Wir hören nicht nur von einem Tale, das früher von vielen Schwarzen bewohnt gewesen ist, die aber nach und nach von fremden Stämmen getötet und verspeist wurden, sondern wir wissen aus bester Quelle, daß die Neuholländer geradezu Expeditionen zur Erlangung von Menschenfleisch veranstalteten. Zu solchen Zwecken versammelt sich dann eine kleine Truppe der dreisten Männer, die wegen ihres Mutes großes Ansehen genießen. Es sind ihrer nicht viele; denn es gelten diese Überfälle meistens nur kleinen Familienstämmen. Die Reise geht langsam vor sich, und für Proviant muß unterwegs gesorgt werden. Haben sie eine geeignete Familie (Lokalgruppe) aufgefunden, so gehen sie sehr behutsam an ihr Werk, lagern sich abends heimlich in einiger Entfernung und beginnen den Angriff vor Sonnenaufgang, wo dann die Überrumpelten aus dem Schlafe geweckt werden und in ihrer Angst an gar keine Verteidigung zu denken vermögen. Die Männer verteidigen nicht einmal ihre schutzlosen Weiber und Kinder. Ein jeder muß sich seiner eigenen Haut wehren, so gut es geht, und den Alten ergeht es gewöhnlich am schlimmsten; die werden meistens sogleich getötet und verspeist. Als ausgezeichnete Beute

¹⁾ Wheeler, The Tribe and Intertribal Relations in Australia, S. 151--52, London, 1910.

²⁾ Roth, Ethnolog. Studies among . . . Queensland Aborig. S. 142.

gilt selbstverständlich eine Frau. Sie wird, wenn noch jung, nicht getötet ist sie dagegen alt, so wird sie trotz ihrer Jahre in häßlichster Weise mißhandelt, dann getötet und gegessen.“¹⁾

Im ganzen aber sind die Berichte über den australischen Kannibalismus sehr spärlich. Mitunter sind es auch nur einzelne Individuen, die zu derartigen Eroberungen ausziehen, sodaß wir uns hier schon zum größten Teil an der Grenze des Krieges befinden.

Bei diesen Expeditionen der Australier in fremde „Länder“ ist noch ein Detail erwähnenswert, nämlich die unglaubliche Renommiersucht der Eingebornen, die bei diesen Gelegenheiten zutage tritt. Wir hören nämlich immer wieder, daß die an solchen Auszügen Beteiligten bei ihrer Rückkehr die tollsten Abenteuer im Sinne von „Gullivers Reisen“ erzählen, z. B. von Leuten, die ihre Köpfe unter den Armen tragen u. s. w. Das interessanteste ist dabei, daß diese Phantasien nicht nur von den übrigen Stammesgenossen aufs Wort geglaubt werden, sondern bei den Erzählern selbst allmählich die Tendenz gewinnen, für real genommen zu werden.

Sorgfältige Beschleichung des Gegners und plötzlicher Überfall aus dem Hinterhalt scheint auch die Taktik der Tasmanier gewesen zu sein. In der Kompilation von LING ROTH über diese allerdings längst ausgestorbenen Stämme ist wieder von Expeditionen gegen entferntere Gegner die Rede, und es heißt, daß die Tasmanier dabei nicht nur gute Marschordnung gehalten, sondern auch Kriegslieder gesungen und ein entschlossenes mutiges Wesen an den Tag gelegt hätten. Trotzdem schreckten sie vor offenen Kämpfen stets zurück und ergrißen eilends die Flucht, sobald ihre sorgfältig vorbereiteten Anschläge vom Feinde erkannt schienen.²⁾

Von den den Australiern ebenfalls nahestehenden Insulanern der Torresstrasse erwähnt HADDON neben geregelten Kämpfen mit den unmittelbaren Nachbarn auch ungeregelte Überfälle auf entferntere Gemeinwesen. In solchen Fällen war der Hergang folgender:

„Man schiffte sich zur Nachtzeit ein und ruderte so lange, bis man gegen Tagesanbruch die gewünschte Örtlichkeit erreichte. Dort folgte im Morgen-

¹⁾ Frobenius, a. a. O., S. 9.

²⁾ Ling Roth, *Aborigines of Tasmania*, S. 73 und 76.

grauen ein plötzlicher Überfall auf ein Dorf. Die beherztesten Krieger drangen in die Häuser ein, während die übrigen die Einzäunung der Dorfschaft umstellten, um den Fliehenden das Entkommen zu verunmöglichen. Den angegebenen Zeitpunkt für diese Überfälle wählen die Eingeborenen nach eigenen Angaben deshalb, weil die plötzliche nächtliche Überrumpelung die Gegner völlig verwirrt und sie außerstande setzt, ihre Verteidigung vorzubereiten.“¹⁾

Gehen wir nun zu den Melanesiern hinüber, so begegnen wir hier neben dem geregelten wiederum dem ungeregelten Verfahren gegen fremde Stämme und deren Untergruppen. NEUHAUSS, der an einer Stelle von den Kaileuten auf *Deutsch-Neu-Guinea* eine stark gemilderte Methode gegen befreundete Nachbarn erwähnt, sagt unmittelbar darauf:

„Im übrigen ist von einer Kriegserklärung nichts bekannt, wie denn auch die Dorfbewohner meist in der Nacht heimlich und geräuschlos umzingelt und beim ersten Tagesgrauen überfallen werden. Irgendwelche Schonung hat kein Feind zu gewärtigen, auch die Frauen und Kinder nicht.“²⁾

Von einem anderen Stämme heißt es in dem nämlichen Werk:

„Meistens sucht man die Feinde unvermutet zu überfallen und schlägt alles tot, dessen man habhaft werden kann. Wertsachen und andere Habseligkeiten holt man aus den Häusern. Alte Töpfe werden zertrümmert, schlechte Mulden läßt man liegen, in die Häuser wirft man Feuerbrände . . . Kleine Kinder nimmt man lebendig mit. Sie gehören demjenigen, der sie raubt. Sind die Kinder schon grösser, so bringt man sie um, weil man fürchtet, sie könnten später wieder zu den Feinden zurückgehen.“³⁾

Daß aber auch hier mitunter die Sache gefährlicher aussieht, als sie in Wirklichkeit ist, entnehmen wir verschiedenen anderen Mitteilungen dieses Autors. Grössere geplante Überfälle scheinen selten bis zu ihrer Ausführung geheimgehalten werden zu können. Man hat stets irgend einen Handelsfreund bei der Gegenpartei sitzen, der in kritischen Momenten den Warner spielt, sodaß man den Feind gewappnet empfangen und ihn leicht in die Flucht schlagen kann. In anderen Fällen sieht man sich durch die Errichtung von Palisaden und anderen Annäherungshindernissen vor oder zieht sich in eigens für solche Zwecke errichtete Baum-

¹⁾ Reports of the Cambridge Anthropol. Exped. to Torres Straits, vol V. S. 229—300.

²⁾ A. a. O. Bd. III, S. 102.

³⁾ ibid., S. 317.

wohnungen zurück. Recht harmlos scheint insbesondere der Verlauf von offenen Tagesgefechten zu sein, an denen sich auch die Weiber beteiligen, indem sie die abgeschossenen Pfeile einsammeln, Reservewaffen herbeischleppen und den Verletzten die Pfeile mit Bambusmessern aus den Wunden schneiden. NEUHAUSS meint von diesen Treffen:

„Das fürchterlichste bei all diesen Kämpfen bleibt immer das Geschrei, und wenn ein paar Verwundungen vorgekommen sind, oder gar ein Mann auf dem Platze blieb, verkrümelt sich die Sache. Jedenfalls würden viel mehr schwere Verletzungen vorkommen, wenn nicht die Leute mit affenartiger Geschwindigkeit herumsprängen, sodaß sie kein festes Ziel bieten.“¹⁾

Interessant sind hier die allgemein üblichen magischen Befragungen vor allen kriegerischen Unternehmungen. Von den Bukaua heißt es z. B., daß sie vor dem Losschlagen folgende Probe veranstalten: sie stellen einen Topf aufs Feuer, welcher mit herben, bitteren Pflanzenarten angefüllt ist, und die Streiterschar stellt sich daneben. Schäumt nun der Inhalt nach einiger Zeit auf ihre Seite über, so ist dies ein Zeichen dafür, daß die Feinde auf der Hut sind, und man unterläßt den Angriff. Im anderen Falle gilt das Gegenteil, und der Kriegszug ist beschlossene Sache. Will man sich nun aber, während man bereits dem feindlichen Dorfe zustrebt, nochmals versichern, ob man den Feind wirklich unvorbereitet treffe, so beißt man auf eine Zwiebel: „Erweist sich dieselbe als scharf beißend, so bedeutet dies: umkehren, die Feinde sind gerüstet. Bleibt aber der Mund kühl, so ist es für sie ausgemacht: die Feinde sind ahnungslos.“ — Einen besondern Angriffsmut verraten derartige Kautelen allerdings nicht, und wenn wir dazu noch hören, wie sich die Kämpfer hinter riesigen Schilden verstecken und von Kopf bis zu Fuß mit schützenden Amuletten behangen sind, so bekommen wir einen eigentümlichen Begriff von ihrer Tapferkeit. Umso toller scheint es bei den Festlichkeiten zuzugehen, die sich regelmäßig an glücklich verlaufene Kriegszüge anschliessen. Hierüber lesen wir in dem Beitrag des Missionars LEHNER über die Bukaua folgendes:

„Heimgekehrt führen die Sieger in ihrem Dorfe abends einen Tanz auf. Dabei haben sie in der Mitte einen Holzstoß aufgerichtet, den sie in Brand stecken. Wie toll springt einer der Tapferen hin und her, schlägt dabei mit

¹⁾ Neuhauß, a. a. O., Bd. I, S. 311.

seinem Holzschwert Bananen, Betel- und Kokosnußpalmen an; das soll eine mimische Darstellung seiner Tapferkeit sein; die Frau des Hauptkämpfers scheint ebenfalls alle Sinne verloren zu haben: nackt, ohne Schürze oder sonstige Verhüllung, mit Schwert und Speer bewaffnet, tanzt sie um den Kreis der Männer, indem sie ein- um das anderemal ausruft: „Wessen Mann hat den Feind geschlagen, mein Mann hat es getan!“ Steht der Holzstoß in Flammen, so nehmen sie die brennenden Scheite und schleudern sie unter ohrenbetäubendem Lärm in den Wald, der Richtung des Kampfplatzes zu; dadurch sollen die Seelen der Erschlagenen abgehalten werden, ihnen Schaden zu tun.“¹⁾

Natürlich muß der Angreifer nach einem stattgehabten Überfall stets die Rache des Gegners fürchten; denn dieser wird früher oder später den heimtückischen Anschlag mit gleicher Münze zurückbezahlen. So geht dann die Rache oft längere Zeit zwischen zwei feindlichen Gruppen hin und her; „endlich aber sehnen sich beide Teile nach Frieden, und die durch einen Handelsfreund vorsichtig eingeleiteten Unterhandlungen enden mit gegenseitigen Geschenken, einem mit Tanz verbundenen gemeinsamen Schmause und freundschaftlichem Betelkauen.“ Daß aber diese neutralen Friedensvermittler nicht immer die ehrlichen Makler spielen, mag aus folgender Notiz über die Kaileute hervorgehen: „Die Versöhnung, welche in allen Fällen durch Austausch von Wertstücken zustande kommt, würde oft keine unübersteiglichen Schwierigkeiten bereiten; aber die Zwischenträger, die mit beiden Parteien befreundet sind, haben ein Interesse daran, daß der Friede nicht so bald wieder hergestellt wird. Sie lügen nach beiden Seiten hin und hetzen kräftig, um für sich selbst Nutzen daraus zu ziehen.“²⁾

Äußerst instruktive Mitteilungen über die Kriegsführung bei melanesischen Stämmen verdanken wir sodann RICHARD THURNWALD. In seiner ausgezeichneten Monographie über die Soziologie der Eingeborenen von *Buin auf Bougainville* finden sich etwa folgende hieher gehörigen Angaben:

„Die Fehden unter den Gauen knüpfen gewöhnlich an persönliche Zwistigkeiten, besonders unter den Häuptlingen, an . . . Die letzte Ursache dafür sind in der Regel die Frauenangelegenheiten, seltener wirkliche Streitigkeiten. Wenn Zauber als Ursache von Kampf angegeben wird, so ist das oft nur eine letzte Veranlassung, hinter der gewöhnlich andere Motive bewußt oder unbewußt

¹⁾ Neuhauß, a. a. O., Bd. III, S. 444.

²⁾ Neuhauß, a. a. O., Bd. III, S. 102.

schlummern. Landerwerb wird in Buin ausdrücklich nie als Zweck der Kriege bezeichnet . . .

In der Regel beschließt der Häuptling mit seinen Gefolgsleuten die Fehde in einer Versammlung in der Halle und läßt sie durch Boten ankündigen . . . Die ersten Feindseligkeiten bestehen in kleinen Plünderungsziügen. Man sucht die Kronen der feindlichen Kokospalmen zu knicken, die Rinde der Mandelbäume und Brotfruchtbäume abzuschälen oder diese Nutzbäume anzubrennen, die Keime der Bananenstauden abzukappen, die Taro- und Yampfanzüchtungen zu verwüsten, indem man die Taroblätter abschlägt und die Yamstengel abreißt, endlich die Schweine der Feinde mit Pfeilen zu erlegen. Nur bei größeren Unternehmungen geht man noch daran, die Häuser anzuzünden, die Holztrommeln zu verbrennen und Muschelgeld zu rauben. Handelt es sich um sehr große Unternehmungen, so erkauft man sich auch die Bundesgenossenschaft benachbarter Stämme und mächtiger Häuptlinge durch den Kriegsschatz an Muschelgeld.

Vor dem eigentlichen Kampf bringt man Opfer dar für die Ahnengeister und verrichtet Kampfeszauber, indem man symbolisch Kokosnüsse zerschlägt und dabei die Namen der Feinde, die man erlegen will, ausspricht . . .

Beliebt sind Überfälle am Morgen. — Die Feinde haben nachts über heimlich in der Nachbarschaft im Busch geschlafen; am Morgen überfallen sie nun vor Tagesanbruch die umstellte Siedlung und schlagen die noch schlaftrunkenen Wehrlosen samt ihren Weibern und Kindern nieder . . .

Wenn wir die ganze Kriegsführung zusammenfassen wollen, so ergibt sich, daß die Kriege natürlich von verschiedenen langer Dauer und Heftigkeit, dementsprechend auch mit einem verschiedenen Aufgebot von Mannschaft verknüpft sind. Das hängt schon mit der Verschiedenheit der einzelnen Gauz zusammen, von denen ein kleiner vielleicht bloß 20—30, ein großer 70—80 Mann stellen kann. Verbünden sich mehrere Gauz, so ist natürlich das Aufgebot entsprechend größer. Der Prozentsatz der Verluste ist auch verschieden, doch kann man ihn eigentlich nicht hoch veranschlagen. Sind auf der einen oder anderen Seite zwei oder drei Leute gefallen, so ist damit der Kampf gewöhnlich schon entschieden. Der Gegner sucht der feindlichen Partei die Gefallenen zu entreißen, und es gilt als eine Schmach, wenn diese den Feinden überlassen werden müssen . . . Der Friede wird in der Weise bewirkt, daß sich die Parteien zur Bezahlung von Sühnegeld für die Gefallenen bereit erklären.“¹⁾

Wir konstatieren hier schon ein stärkeres Hervortreten der Häuptlinge, auch ist bereits von Bündnissen, ja sogar von einem Kriegsschatz der einzelnen Gemeinwesen die Rede. Trotzdem greift diese Kriegsführung nicht über die hier behandelte Stufe hinaus; denn andererseits wird uns ausdrücklich versichert, daß

1) Forschungen a. d. Salomo-Inseln u. d. Bismarck-Archipel, Bd. III, Seite 56—59 (Berlin 1912.)

das Ziel der Landerwerbung noch nicht in Betracht komme, die Beweggründe vielmehr einen stark privaten Charakter tragen.

Ähnliche Überfallsaktionen zum Zwecke der Blutrache oder zum Ausgleich von Differenzen der Frauen wegen werden uns in einer neueren Quelle aus dem britischen Teil von Neu-Guinea mitgeteilt. Hier scheint es allerdings bedeutend gemäßigter zuzugehen. Wir hören nämlich, daß gemeinhin nur ein Leben gegen ein anderes genommen werden darf und daß während des Kampfes jede ernsthafte Verwundung oder Tötung durch besondere Signale mitgeteilt wird, sodaß beide Parteien stets über den Stand der Partie unterrichtet sind. Von Plünderungen und Verwüstungen der gegnerischen Siedlungen ist nicht die Rede; dagegen werden gefangene Gegner stets verspeist.¹⁾

Um so ungeregelter scheint es nach FRIEDERICI bei derartigen Überrumpelungen im westlichen *Neu-Pommern* zuzugehen. Dort werden die Küstensiedlungen regehnäßig von den räuberischen Inlandstämmen heimgesucht. Über den Verlauf dieser Unternehmungen macht der Autor folgende Mitteilung:

„Solche Überfälle pflegen die während der Nacht herabgekommenen Longa-Leute in der ersten Morgendämmerung auf ein Küstendorf zu machen. Merkt man bei den Barriai den Plan rechtzeitig, dann werden sofort alle Weiber und kleinen Knaben auf das Meer hinausgeschickt; die Krieger warten dann bei den am äußersten Dorfrande stehenden Hütten oder an einem anderen geeigneten Platz den Angriff ab und behaupten, in diesem Falle meistens Sieger zu bleiben . . . Erfahren die Küstenleute den geplanten Angriff zeitig genug, dann rücken sie auch wohl den Bergbewohnern entgegen und suchen sie an einem geeigneten Ort zu überrumpeln oder in einen Hinterhalt zu locken. Gelingt jedoch den Longa ein Überfall, so machen sie alles rücksichtslos nieder. Die Leichen läßt der Sieger liegen, ohne sie zu verstümmeln und ohne irgendwelche Körperteile als Trophäen zu nehmen.“²⁾

Interessant ist hier eine Angabe über die Rolle der Träume bei diesen Kriegen. Von den Barriai wird diesbezüglich folgendes gemeldet: „Vor dem Kriege oder während einer kriegerischen Unternehmung sind Träume über siegreiche oder unglückliche Kämpfe von höchster Bedeutung; sie beeinflussen oder entscheiden unmittelbar die Pläne der führenden Leute und oft über Krieg und Frieden.“³⁾

1) Williamson, *The Mafulu*, S. 180—183 (London 1912).

2) Friederici, Beiträge zur Völker- u. Sprachenkunde von Deutsch-Neu-Guinea, Mitt. a. d. Deutschen. Schutzgeb., Erg. Heft 5, S. 134.

3) Ebenda.

Obwohl bei den *Marshall-Insulanern* in früheren Zeiten bereits zum Zwecke des Landgewinnes gekämpft wurde, bezeichnet ein älterer Beobachter ihre Kriege doch mehr als „poetisch und ungefährlich“. Ergänzend heißt es in einer neueren Quelle:

„Während des Krieges plünderte man die Früchte der Bäume, schonte jedoch den Bestand. Es floß wenig Blut. Oft genügte der Tod oder die Verletzung einer einzigen Person, um Waffenstillstand herbeizuführen . . . Kriege fanden zu Wasser und zu Land statt. Die feindlichen Kanus fuhren aneinander heran und hakten einander fest; dann entwickelte sich ein Nahgefecht von Bord zu Bord.“¹⁾

Zum Schluß wollen wir noch ein Beispiel reproduzieren, das uns zeigt, daß der Krieg mitunter selbst da, wo man sich bereits europäische Kampfmittel zugelegt hat, einen recht idyllischen Charakter bewahren kann. In CARL SEMPERS Reisebeschreibung von den *Palau-Inseln* findet sich folgende Schilderung eines Kampfes zwischen zwei einheimischen Flottillen:

„Zum Glück wurde aus der Schlacht keine Schlächterei. Auf Tausende von Schritten brannten sie gegenseitig ihre Flinten und Kanonen ab, die ihre Kugeln kaum einige hundert Schritte weit entsenden konnten, und als nun endlich, ohne daß bisher eine einzige Kugel ein Unglück angerichtet hätte, ein von einem jungen mutigen Fürsten befehligtes Canoe von Aibukit denen von Corore so nahe gekommen war, daß wirklich ein von ihm abgesandtes Geschoß einem der feindlichen Canoes ein Loch schlug, sodaß es augenblicklich sank, da machte die ganze südliche Flotte kehrt und enteilte mit günstigem Winde den Verfolgungen des Feindes. Zur Verherrlichung des Sieges wurden dann in Aibukit Feste gehalten und Lieder gedichtet, in denen ganz besonders jener mutige Held gefeiert wurde, der mit einer einzigen glücklichen Kugel die ganze feindliche Armada des Südens in die Flucht geschlagen hatte. Mit diesem einen Siege hatte sich nun Aibukit eine Stellung errungen, wie es nie zuvor besessen hatte.“²⁾

Den ungeregelten Krieg im Ausmaße kleiner Raub- und Rachezüge ohne das große Kollektivziel der Eroberung müssen wir auch bei der *indianischen Rasse* als die Hauptkampfform ansehen.³⁾ Selbst jene hochstehenden Völker des Nordens, die vorübergehend eine gewisse politische Rolle spielten, praktizierten wie alle übrigen als besonders kriegerisch bekannten Stämme keine andere Methode als die des Überfalls. Es kam stets darauf an,

¹⁾ Erdland, *Die Marshall-Insulaner*, S. 94 (Münster i. W. 1914).

²⁾ S. 28.

³⁾ Natürlich sehen wir dabei von den älteren Kulturvölkern völlig ab.

den Feind zu überraschen und zu umzingeln, wobei man aus abergläubischer Furcht vermied, die Nacht zu benützen, sondern erst in der Morgenfrühe zum Angriff schritt. Friederici wird daher wohl im allgemeinen das Richtige treffen, wenn er die indianische Kampfweise dahin charakterisiert:

„Die Hauptnummern der indianischen Taktik waren Hinterhalte und Überfälle, die selten gelangen; kam es aber einmal zum offenen Gefecht, so zog sich schon nach den ersten geringen Verlusten derjenige rechtzeitig zurück, der sich als der schwächere fühlte oder dem die Vorzeichen ungünstig erschienen. Der Sieger aber wagte gewöhnlich nicht zu folgen, einmal weil er sich selbst nicht sehr überlegen fühlte und dann, weil er einen Hinterhalt fürchtete. Noch im 18. Jahrhundert sind in den Waldgegenden des Ostens starke Abteilungen genügsam, aber nicht minder laut triumphierend, mit einem einzigen Skalp nach Hause gekommen, wobei sie bei einer energischen Verfolgung den Gegner hätten vernichten können. Gelang aber einmal ein Überfall, so war das Gemetzel gewöhnlich furchtbar, da niemand geschont wurde.“¹⁾

Als einen der Hauptantriebe zu diesen Überfällen werden wir wohl den Ehrgeiz, d. h. das Verlangen nach persönlicher Auszeichnung im Kriege anzusehen haben. Der beredteste Ausdruck hierfür sind jene weitverbreiteten Sitten der Kopf- und Skalpjägerei. Die dort erbeuteten Trophäen sind wertvolle Legitimationen für die höchsten kriegerischen Tugenden und werden daher mit einer wahren Leidenschaftlichkeit begehrts.

FRIEDERICI kommt über das Skalpieren in seiner eben genannten Studie zu folgenden Befunden:

„Die Gründe, die einen Krieger veranlassen konnten, auf Skalpjagd auszugehen, sind mannigfaltige, und die Anstrengungen, deren er fähig war, um sein Ziel zu erreichen, erscheinen zuweilen unglaublich. Seelendorst nach Ruhm und Ehre, Rachsucht und das Bestreben, einen vielleicht erschütterten Kriegsruhm wieder herzustellen, Eitelkeit, Prahlgerei und Gewinnsucht waren die Haupttriebfedern zu solchen Unternehmungen. Politische Gründe konnten nicht selten Veranlassung sein: vorgezeigte Skalpe waren Verkünder der Macht und geeignet, Bundesgenossen zu werben. Dazu kam der Glaube an mystische Kräfte, die man mit dem Skalp verband, und in deren Besitz man sich zugleich mit ihm setzen wollte, sowie allerhand religiöse Vorstellungen, die seine Gegenwart bei vielen zeremoniellen Vorgängen, wie Beschwörungen und Begegnissen, notwendig machten. Um Skalpe zu erbeuten, scheute man keine Entfernung, keine Hindernisse, keine Anstrengungen, nicht Hunger, nicht

¹⁾ Skalpieren und ähnliche Kriegsgebräuche in Amerika, S. 37 (Braunschweig 1906).

Durst und einen fast gewissen Tod. Streifzüge bis zu 1000 km wurden gemacht, Tote wieder ausgegraben, um an ihren Skalp zu gelangen; weder Weiber noch Kinder, noch Verwundete und Kranke wurden geschont.“¹⁾

Im folgenden beschränken wir unsere Beispiele in der Hauptsache auf die Südhemisphäre, da der Indianer eigentlich heute nur noch hier im Naturzustande vorkommt.

Nach KOCH-GRUENBERG, einem unserer besten Beobachter, müssen Überfälle und Massacres der beschriebenen Art auch unter den zentral-brasilianischen Stämmen üblich sein. Über einen Auszug der Tucano am Rio Negro gegen einen entfernten Stamm, dessen Wohnsitze erst nach einer Wanderung von über einem Monat erreicht wurden, berichtet dieser Autor:

„Dieser berühmte Zug war wie die meisten Indianerfehden nichts anderes als ein nächtlicher Überfall auf eine friedliche Maloka, deren nichtsahnende, von einem großen Tanzfest ermattete Bewohner im Schlaf niedergemacht wurden . . . Dieser Kriegszug wurde mir mit allen Einzelheiten und unter lebhaften Pantomimen geschildert: So hätten die Weiber und Kinder geschrieen; bis zu den Knöcheln hätten die Helden im Blut gewatet! Ganz homerisch.“²⁾

Sehr anschaulich berichtet uns sodann ERLAND NORDENSKIÖLD in seinem unvergleichlichen Buche „Indianerleben“ über die Streitigkeiten zwischen den schwachen Fischerstämmen am Rio Pilcomayo auf der argentinisch-bolivianischen Grenze. Von den Kriegen der Chorotis, Ashluslays und Matacos sagt er z. B.:

„Die Ursache der Kriege zwischen diesen Stämmen ist gewöhnlich der Fischfang und die Plünderungssucht. Ein Stamm sperrt den Fluß ab, sodaß die Fische nicht zu den Fischplätzen des andern hinaufkommen können. Dieser versucht die Sperre zu zerstören; einer der Stämme verwundet oder tötet einen von der Gegenpartei, und der Krieg ist in vollem Gange.“

„Beide Parteien ziehen sich so weit zurück, daß zwischen ihnen eine unbewohnte Zone entsteht. Geordnete Schlachten scheinen selten geschlagen zu werden, und in der Regel ist die Zahl der Getöteten eine sehr geringe.“³⁾

Wie wenig gefährlich sich hier wiederum der Krieg selbst unter Anwendung europäischer Feuerwaffen gestaltet, können wir aus folgender Ergänzung zu den obigen Mitteilungen ersehen:

„Ein weißer Mann hat mir über eine Schlacht zwischen den Chorotis und Matacos folgende Schilderung gemacht:

1) S. 102—103.

2) Zwei Jahre unter den Indianern, Bd. II, S. 258 (Stuttgart 1910).

3) S. 129—130 (Leipzig 1912).

„In der Nähe seiner Ansiedlung hatten zwei bedeutende Gruppen sich einen ganzen Tag bekämpft. Eine Menge Schüsse waren abgefeuert worden; denn einige der Indianer hatten Feuerwaffen. Des Abends kam ein Choroti fliehend an seinem Hause vorbei: „Wie ist es gegangen?“ wurde er gefragt. „Schlecht“ war die Antwort. „Wieviele sind denn getötet worden?“ „Keiner“. „Dann habt ihr wohl viele Verwundete gehabt?“ „Keine“ war die Antwort.

Man hatte sich offenbar zuerst außerhalb der Schußweite bekämpft. Als die Matacos dann mit großer Tapferkeit etwas näher gingen, waren die Chorotis davongelaufen.“¹⁾

Auch hier ist durchwegs die Skalpierung der getöteten Feinde üblich, und von den erbeuteten Trophäen heißt es, daß sie bei schönem Wetter an Lanzen aufgebunden zu Ehren des Siegers vor den Hütten hängen. Zu gewissen Festgelagen werden sie gelegentlich auch an Nachbarn ausgeliehen.

Weitere hierher gehörige Angaben über die Kriegsführung wären noch etwa folgende:

„Wenn die Indianer zum Kampf ausziehen, stellen sie zuerst ein ordentliches Trinkgelage an, bemalen sich kohlschwarz und schmücken sich mit Federschmuck, Magenpanzer aus dickem Fell und Mützen aus Jaguarhaut usw.“²⁾

Die Häuptlinge sind im Kriege Befehlshaber. Eine Disziplin ist nicht vorhanden.“³⁾

„Ein Friede zwischen den Stämmen wird in der Weise geschlossen, daß an die Angehörigen der im Kampfe Gefallenen Schafe, Pferde und andere Gaben ausgeteilt werden. Beide Stämme, auch die Sieger, bezahlen einander Blutschuld. Der Friede wird somit eigentlich zwischen den Individuen, nicht zwischen den Stämmen geschlossen.“⁴⁾

„Die Ashluslays führen richtige Kriegsspiele, richtige Feldmanöver auf, wo man sich übt oder richtiger amüsiert. Diejenigen, die den Feind vorstellen, bekommen immer Prügel.“⁵⁾

Weniger bekannt dürfte es nun aber sein, daß in früheren Zeiten zwischen den Eingeborenen Amerikas auch schon regelrechte Seeschlachten geschlagen wurden. Nach FRIEDERICI sind solche Treffen nicht nur von besonders seegewandten Völkern, wie Caraiben, Nordwestamerikanern usw., sondern z. B. auch von den älteren Stämmen der brasilianischen Ostküste und sogar von den Uferbewohnern des Amazonas bekannt.

¹⁾ S. 130—131.

²⁾ S. 132.

³⁾ S. 133.

⁴⁾ S. 135.

⁵⁾ S. 133.

Über die dabei zur Anwendung gelangende Kampfweise berichtet dieser Autor folgendes:

„Entsprechend dem Charakter des Indianers und der in den Landkriegen von ihm geübten Praxis waren die Hauptnummern der indianischen See-Taktik der Versuch, den Gegner unbemerkt zu überfallen, ihn in einen Hinterhalt zu locken, oder ihn doch wenigstens in einer für ihn ungünstigen Lage zu bekämpfen. Abgeschlagene, quer über die Anmarschstrasse geworfene Bäume, angeschlagene Stämme, die man im richtigen Augenblick auf die feindlichen Fahrzeuge fallen zu lassen versuchte, waren sehr beliebte Mittel. Man war daher auch vorsichtig beim Vormarsch in solchen Gegenden: Patrouillen an den Uferrändern oder Aufklärungs-Boote gingen der Flotille voraus. Der geordnete Anmarsch und ganz besonders der würdevolle Rückzug indianischer Kriegs-Flottillen sind von den Europäern oft bewundert worden.“¹⁾

Die Hauptkampfmittel sind also auch hier wieder die Vorsicht und die Verwendung von allerlei Listen. Die letzteren sind uns übrigens auch in beträchtlicher Auswahl aus den Landkämpfen bekannt. Wir hören hier von der Verwendung von Menschenfallen, von ausgestreuten Fußangeln aus Palmstacheln, vom Beschließen der Häuser mit Brandpfeilen, und bei den Guaikuru sollen sogar Pferde oder wilde Rinder mit Feuerbränden auf dem Kopfe gegen die feindlichen Linien losgelassen worden sein.

Von der Kampfweise der Tlinkiten gegen fremde Stämme hören wir bei KRAUSE:

„Der offene Kampf wird überhaupt möglichst vermieden; auch wenn ein Stamm den andern bekriegt, so geschieht es meist durch Legung eines Hinterhaltes oder durch nächtlichen Überfall, und trotz der scheinbaren Kampfeswut und gewaltigen Vorbereitungen genügen gewöhnlich schon geringe Verluste, um eine Entscheidung herbeizuführen.

Die Vorbereitungen zu einem solchen Überfall werden möglichst geheim gehalten. Wenn sie beendigt sind, so begeben sich die Männer in ihren Canoes nach dem feindlichen Dorfe, woselbst sie bei Anbruch des Tages landen. Sie fallen dann plötzlich über den Feind her und töten alle Männer, denen es nicht gelingt zu entkommen, ohne Mitleid; die Frauen und Kinder aber führen sie in die Gefangenschaft.“²⁾

Über die Kämpfe der Nordwestamerikaner im allgemeinen sagt KURT BREYSIG, der in einem neueren Werke die Kultur dieser Stämme in einer sehr feinfühligen Weise behandelt hat:

„Immer ist der Plan der Küsten-Kolumbianer auf List und Überlegung gestellt: man zieht in die Nähe einer Siedlung, wartet die Nacht ab, eine Partei

¹⁾ Friederici, die Schiffahrt der Indianer, S. 107 (Stuttgart 1907).

²⁾ Krause, a. a. O., S. 145—146.

in Einbäumen, eine zu Lande im Wald versteckt. Ist die Nacht eine Weile fortgeschritten, so ertönt ein verabredetes Zeichen, und man greift von beiden Seiten an. Die Inland-Kolumbianer haben zu Pferde und auf dem freien Felde eine etwas andere Kampfweise annehmen müssen, aber auch hier ist alles auf den Schrecken des ersten Angriffs und die Überraschung gestellt. Sie greifen zuerst mit großer Unerschrockenheit, mit furchtbarem Geschrei und großer Schnelligkeit an, ziehen sich aber ebenso schnell wieder zurück, und im weiteren Verlauf des Kampfes bleibt es bei Scheinangriffen und Schüssen aus der Ferne, und sie brechen die Schlacht nach geringen Verlusten ab. Bei tagelangem Fechten zwischen zwei starken Banden kommt es wohl vor, daß nur ein Mann getötet wird.“¹⁾

Schließlich sei noch erwähnt, daß die uns hier geläufigen Formen des ungeregelten Krieges auch bei den Hyperboräern nicht fehlen, obwohl man früher häufig der Ansicht war, der harte Kampf ums Dasein mache dort den Krieg unmöglich und lasse nur jene mehr spielmäßigen Formen der bekannten Sing-Kämpfe und Ohrfeigen-Duelle zu. NELSON, dessen Angaben über stark geregelte Streitverfahren bei den Eskimo der Beringstraße bereits im vorhergehenden Abschnitt Erwähnung fanden, weiß aus dem nördlichen Alaska auch von nächtlichen Überfällen auf ganze Dorfschaften, wobei es sehr blutig zugegangen sein soll, zu berichten. Nach dem nämlichen Verfasser waren an jenen entfernten Gestaden vor Ankunft der Russen sogar kriegerische Unternehmungen über See üblich, und verschiedentlich sollen vom asiatischen Ufer her entweder auf dem Eis oder in Booten ganze Scharen fremder Krieger herübergekommen sein.

In Afrika finden wir den Typus des demokratischen Gemeinwesens und damit die primitiveren Formen der Kriegsführung hauptsächlich bei den älteren Völkern des Südens und bei den Bantu der zentralen und westlichen Gebiete des südlichen Dreiecks. Hier ist man im wesentlichen nicht über den Dorfstaat hinausgekommen, während der Osten und der Sudan Reiche von gewaltiger Ausdehnung kommen und gehen sahen.

Neben dem großen Krieg, der bereits eine ganze Reihe historischer Persönlichkeiten hervorgebracht hat, finden wir daher in Afrika auch wieder den kleinen Krieg zwischen nur schwachen Gegnern, die ihn mehr um geringfügiger Ursachen willen aus-

¹⁾ Kurt Breysig, die Völker ewiger Urzeit, Bd. I, S. 191 (Berlin 1907).

fechten. Als ein Beispiel der letzteren Art erwähnten wir bereits in der Einleitung die gelegentlichen Überfälle der zwergrassigen Jäger auf die mit ihnen die nämlichen Gebiete bewohnenden und dem Hackbau obliegenden Negerstämme. Während sonst diese beiden Elemente häufig in einer Art Symbiose friedlich nebeneinander fortleben, können Zwiespalt und namentlich Hungersnöte bei den Zwergen das Verhältnis plötzlich ändern. Die letzteren schleichen sich dann mitunter an die Niederlassungen der Neger heran, schießen den einen oder anderen von ihnen meuchlings ab, und schleppen seine Leiche als willkommene Beute in den Urwald zurück. Wenn hier auch der zurückgelegte Weg in der Regel kein weiter ist, so handelt es sich doch im Grunde um das nämliche wie bei den bereits erwähnten australischen Expeditionen zum Zwecke des Kannibalismus. Der Überfall gilt wiederum völlig Fremden, gewissermaßen einer „anderen Art“, zu der in verschiedener Hinsicht die größten Gegensätze bestehen und der gegenüber man sich daher zu keinerlei Rücksichtnahmen veranlaßt sieht. Erscheint doch, wie FROBENIUS an einer Stelle berichtet, dem innerafrikanischen Pygmäen der hochgewachsene Neger nur dadurch vom Elefanten verschieden, daß er mit geschickteren Waffen sie, die Zwergvölker, verfolge, während der Elefant sich gutmütig niederschießen lasse.¹⁾

Über die Kriegsführung im äquatorialen Afrika heißt es in einer neuen französischen Quelle von selten feiner Einfühlung:

„Der Krieg besteht hier lediglich aus vereinzelten Überfällen. Geordnete Treffen und offene Angriffe gibt es nicht. Selbst bei Kriegen, die jahrelang andauern und als besonders blutig gelten, gibt es nur wenig Tote; häufig werden auch nur ein paar Frauen weggenommen. Der Neger greift gewöhnlich nicht am Tage an. Er legt sich beim Morgengrauen an einer begangenen Furt im benachbarten Gestrüpp in den Hinterhalt, und im Momente, wo der Gegner in zerstreuter Formation den Übergang bewerkstellt, schießt er aus nächster Nähe seinen Pfeil, seine Wurflanze oder sein Gewehr ab, um sich gleich darauf durch das Gebüsch zu verziehen.“

Man begegnet bei diesen Völkern allen Variationen von Mut: von der elendesten Feigheit bis zu einer Art Heldentum in ihrem Sinne. Aber auch da, wo das letztere erreicht ist, finden wir niemals jenen Grad von Tapferkeit, der dem Feind im offenen Gelände stand hält oder aus einer sicheren Deckung heraus zum Angriff vorgeht. Zum Entscheidungskampfe Mann gegen Mann

¹⁾ Leo Frobenius, a. a. O., S. 2.

und mit ebenbürtiger Bewaffnung ist der Gegner niemals fähig. Er kann nur aus dem Hinterhalte töten, wo er keinen Gegenstoß zu fürchten hat. Um ganz sicher zu gehen, zieht er es vor, einen Schwächeren anzugreifen, und nur zu häufig sind bei den Kämpfen der Männer die Frauen die Leidtragenden.“¹⁾

Von den Boloki oder Bangala am mittleren Kongo, die nach WEEKS bei ihren Nachbarn als die verwegensten und tapfersten Krieger gelten, gibt dieser langjährige Beobachter folgendes Bild ihrer Kriegssitten:

„Die Fehden und Kämpfe der Boloki verdienen kaum, der Bezeichnung „Kriege“ gewürdigt zu werden. Ein Heer gibt es nicht. Wenn es sich bei einer Streitigkeit um die Ehre und Sicherheit eines ganzen Dorfes als Gesamtheit handelt, dann rücken sämtliche Dorfbewohner zum Kampfe aus. Nur die Weiber, die Alten und Kranken und die Kinder bleiben zurück.

Überfälle während der Nacht sind nicht üblich. Dagegen liegt eine oder die andere Partei zuweilen im Hinterhalt, um wenn möglich Gefangene zu machen und sie zu töten. Der Angriff erfolgt gewöhnlich morgens in der Frühe, bald nach 3 Uhr . . . Die Kampfweise selbst zeigt ein wüstes Durcheinander ohne Ordnung und ohne Leitung. Einen Waffenstillstand gibt es nicht; aber wenn die eine der Parteien sich außerstande fühlt zur Fortsetzung des Gefechtes und die Unmöglichkeit einsieht, sich zu behaupten, so schicken sie einen Mittelsmann, der den Frieden vereinbart.

Nach einem Kampf, in dem einige der Gegner gefallen sind, versammeln sich die Männer zu einem Tanz . . . Während ein Mann die Trommel schlägt, tritt ein Tänzer nach dem anderen vor, um von seinen Taten zu berichten. Freilich entspringen diese „Taten“ oft mehr ihrer Einbildungskraft, als sie der Wirklichkeit entsprechen; aber die Krieger wetteifern bei solchen Gelegenheiten förmlich darin, wer am besten aufschneiden kann.“²⁾

Auch hier ist von allerlei Omen und Proben die Rede, die den Ausgang eines Kampfes voraussagen sollen. Die Körper der Gefallenen werden womöglich mitgenommen und bei einem großen Siegesmahl verzehrt. Als Trophäen gelten eigentümlicherweise die Lippen der getöteten Feinde. Interessant ist ferner noch, daß auch hier die Angehörigen entfernterer Stämme als geheimnisvolle Ungeheuer gedacht sind, z. B. als Wesen, die halb Mensch und halb Fisch sein sollen, oder als auf Bäumen wohnende tierähnliche Geschöpfe, die das Fleisch roh essen, weil sie sich noch nicht darauf verstanden, Feuer zu machen.

1) Cureau, *Les sociétés primitives de l'Afrique équatoriale*, p. 351—352 (Paris 1912).

2) Weeks, a. a. O., S. 169—174.

Von der Kriegsführung der Stämme am *unteren* Kongo berichtet der nämliche Verfasser:

„Am unteren Kongo benutzen sie häufig Steinschloßgewehre, und diese fügen in der Regel denen, die mit ihnen schießen, ebensoviel Schaden zu, wie denjenigen, auf die geschossen wird . . . Die Schießkunst des Eingeborenen ist sehr gering: er hält den Kolben seines Gewehres auf die Fläche der rechten Hand gestützt, infolgedessen schleudert das Gewehr beim Abfeuern, und die Kugel trifft irgendwas, nur nicht den Gegner, für den sie bestimmt war. Ich habe es erlebt, daß 200 Mann während eines ganzen Tages auf 30 Gegner feuerten, und nur ein Mann wurde am Knöchel leicht verwundet. Die Gewehre haben keine Tragweite, und doch stehen die Feinde auf weite Entfernungen von einander und feuern blindlings drauflos.“

Die Boloki dagegen verlassen sich zumeist auf ihre Speere und verstehen binnen kurzer Zeit einander zahlreiche Wunden beizubringen. Am unteren Kongo gibt es bei den Kämpfen mit Gewehren selten Tote; bei den Boloki dagegen endet kein Kampf zwischen zwei Dörfern ohne eine Anzahl von Gefallenen.“¹⁾

Gehen wir an der Westküste etwas nördlich, so stoßen wir im französischen Gabun und westlichen Deutsch-Kamerun auf das Verbreitungsgebiet der Pangwe, zu denen auch die Fang gehören, von denen ältere Quellen die blutrünstigsten Kriegsepisoden zu berichten wußten. Wie harmlos aber auch hier in Wirklichkeit das Kampfgeschäft aussieht, entnehmen wir folgender Stelle einer neueren monographischen Bearbeitung dieser Stämme:

„Die Kämpfe der Pangwe sind meist nur der Austrag von Feindseligkeiten zwischen benachbarten Dörfern und beschränken sich daher auf den Kleinkrieg, d. h. auf eine Reihe von Überfällen, bei denen der Angreifer naturgemäß im Vorteil ist und infolgedessen „siegt“. In diesem Rahmen aber verdient der Stamm seinen kriegerischen Ruf, namentlich die Fang sind äußerst streit- und händelsüchtig und beuteversprechenden Kriegszügen durchaus nicht abgeneigt. Sie verstehen dabei alle Vorteile ihres waldbedeckten Landes auszunutzen, überraschen den Gegner an unwegsamen Stellen, legen sich im dichten Busch in den Hinterhalt und machen mitunter Nachtangriffe, wenn die Gelegenheit günstig ist, während sonst der Pangwe sich auf nächtliche Unternehmungen nur ungern einläßt“ . . .

„Die Anzahl der Opfer ist stets eine sehr geringe, doch wird der „Krieg“ in der Regel so lange fortgesetzt, bis die Verluste auf beiden Seiten mehr oder weniger ausgeglichen sind. — Gefangene werden meist getötet und dann auch oft verzehrt. Nur Kinder zieht man als „Sklaven“ im Dorfe auf. Kriegsgefangene Frauen werden meistens von den Siegern aufgenommen und geheiratet, mit-

¹⁾ Weeks, a. a. O., S. 173—174.

unter aber auch getötet, um die Zahl der Gefallenen auf beiden Seiten auszugleichen und dadurch den Frieden zu ermöglichen.“¹⁾

Zum Schluße wollen wir hier noch eine Quelle sprechen lassen, die uns ein ganz außerordentlich plastisches Bild vom afrikanischen Kleinkrieg zu geben imstande ist, obwohl man dabei bereits mit Pulver und Blei zu Felde zieht. PECHUËL-LOESCHE führt in seiner „Volkskunde von Loango“ über die dortigen Kämpfe zwischen den verschiedenen „Erdschaften“ (politische Einheiten) folgendes aus:

„Muß Krieg geführt werden, so geschieht es meistens strategisch mit Hin- und Herziehen, wobei man unblutig, aus dem Hinterhalte, Menschen zu kapern sucht, Faustpfänder, die einem sofort das Übergewicht bringen. Viel mehr kommt gewöhnlich bei einem nach pompöser Ansage mit großartigem Getue und Geknalle eröffneten Kriege nicht heraus. Gefechte führt man meistens als Schausstücke sich zur Lust auf, um sich mal auszutoben, den Weibern Eindruck zu machen und sich bewundern zu lassen. Nicht todesmutige Kämpfer sind die Leute, sondern mehr Kriegsspieler wie unsere Jungen, beinahe Kriegsprotzen.“

In den Schlachten geht es sehr laut, aber ganz gemütlich zu. Die Gegner schleichen, springen, drohen, halten Reden, werfen sich Schlechtigkeiten vor und brüllen wie die alten Griechen, schießen auf unschädliche Entfernung und zwar gewöhnlich ohne zu zielen, oft mit abgewendetem Gesicht. Stürmt einmal eine begeisterte Partei vorwärts, sodaß die Geschosse beinahe töten könnten, so reißt die andere schleunigst aus, und wird ihr der Atem zu kurz, macht sie wieder drohend Front, so laufen wieder die Verfolger davon. Oft erquicken die Weiber ihre Helden mit Atzung, eilen hin und her, mischen ihre Stimmen in das Getöse, schmälen, verhöhnen Gegner und wagen sich trotzdem unter sie, um Feldfrüchte und Wasser zu holen. Wehe dem, der sie und Kinder bei solchen Kämpfen verletzen wollte. Gelegentlich stoppen sie weitere Vergeudung des teuren Pulvers.

Wenn einer Partei das Pulver ausgeht, wird auf die Meldung hin der Kampf abgebrochen. Ist aber die Knall- und Kriegslust sehr groß, dann liefert der Gegner wohl selbst gegen Zahlung oder Versprechen weitere Munition. Ferner wird das Geschieße eingestellt, wenn Markttag ist, wenn Geleitsberechtigte: Handelsgänge, Leichenzüge, Boten, vor Gericht Geladene, Hökerinnen, den Kriegsschauplatz kreuzen wollen.

Kämpfe finden nur am Tage statt. Des Nachts schlaf't man unbesorgt. Dörfer dürfen verbrannt, Vorräte und Vieh geraubt, aber nicht Pflanzen verwüstet, nicht Fruchtbäume umgehauen werden. Das wäre Sünde gegen die Erde.“²⁾

¹⁾ Tessmann, Die Pangwe, Bd. II, S. 247—250 (Berlin 1913).

²⁾ S. 200—201.

Obwohl die vorgebrachten Materialien über den ungeregelten Krieg nicht sehr umfangreich sind, dürften sie doch hinlänglich dargetan haben, daß wir auf tieferen Stufen neben der Methode der geregelten Streitaustragung zwischen autonomen Gruppen auch noch eine zweite Kriegsform in Anwendung finden, bei der im allgemeinen von einer Einschränkung durch die Sitte nicht die Rede sein kann, bei der vielmehr Kampf- und Racheverlangen sozusagen hemmungslos ihre Befriedigung finden. Es ist dies das Verfahren gegenüber den als fremd bezeichneten Stämmen oder Gruppen, zu denen die Beziehungen nur sehr schwache sind, mitunter sogar völlig fehlen. Das letztere setzt uns einigermaßen in Erstaunen, da man gemeinhin erwarten dürfte, daß ein casus belli nur da in Frage kommen könnte, wo Wechselbeziehungen und damit Reibungsmöglichkeiten vorhanden wären. Wie aber insbesondere die australischen Beispiele gezeigt haben, scheint dies keineswegs ein unbedingtes Erfordernis zu sein. Dort weiß man oft nicht einmal, wo der „böse Feind“ zu suchen ist; man kennt weder seinen Wohnort, noch seinen Namen und muß dies erst aus magischen Befragungen feststellen. Eine scheinbare äußere Veranlassung zur Rachenahme hat man zwar immer: eine Krankheit, ein Jagdun Glück, ein unaufgeklärter Todesfall haben in der Ferne ihren unbekannten Urheber, der sein Spiel immer toller treiben wird, bis man ihn und seinen Zauber unschädlich gemacht hat. Bei den Melanesiern heißt es, daß die Geister der erschlagenen Väter und Brüder zur Rache mahnen und mit furchtbaren Strafen drohen, wenn ihrer Aufforderung keine Folge gegeben werde. In Wirklichkeit sind dies natürlich nur Scheingründe, und der wahre Antrieb kommt nicht von außen, sondern aus der Tiefe der eigenen Seele. Psychologisch gesprochen ist der Sachverhalt wohl der: es staut sich von Zeit zu Zeit ein Stück unerlösten Kampf- oder Racheverlangens auf, das in den durch die Sitte normierten und eingeengten Verfahren den befreundeten Nachbarn gegenüber keine genügenden Abflußmöglichkeiten besitzt und deshalb in der Ferne ein Mittel sucht, an dem es umso ungehemmter gebüßt werden kann. Eine unmittelbare Bestätigung findet diese Auffassung in dem Zeugnis von THURNWALD, wo dieser ausgezeichnete Beobachter zu der Feststellung gelangt: „Wenn Zauber als Ursache von Kampf angegeben wird, so ist das oft nur eine letzte Veranlassung,

hinter der gewöhnlich andere Motive bewußt oder unbewußt schlummern.“ Damit soll nun allerdings nicht etwa gesagt sein, daß das primitive Kampfverhältnis stets und überall aus derartigen inneren Gründen resultiere. Wie die Beispiele gezeigt haben, sind die Motive oft sehr realer Natur. Dennoch dürfte im allgemeinen jenen unbewußt psychischen Antrieben unter den Kriegsursachen eine weit bedeutsamere Rolle zufallen, als man gemeinhin anzunehmen bereit ist. Wo Zauberei, Träume und Eingebungen von Geistern über Krieg und Frieden entscheiden, ist dies ohne weiteres klar. In anderen Fällen liegen die Dinge oft nur scheinbar anders: man gibt völlig konkrete und rein äußere Beweggründe an; aber es ist so, wie THURNWALD vorhin sagte: sie sind nur letzte Veranlassungen, spielen also lediglich die Rolle eines auslösenden Faktors.

Mit den Ursachen des ungeregelten Krieges hängt unmittelbar eine andere Frage zusammen: wie kommt es, und welches sind die Gründe dafür, daß das Kriegsverhältnis den sogenannten Fremden gegenüber so völlig anderer Natur ist und daß dort die Gegner, obwohl sie nach unseren Begriffen doch auch Menschen sind, in keiner Weise Schonung erwarten dürfen? Die Antwort hierauf dürfte nach dem, was bereits über den geregelten Krieg vorgebracht wurde, nicht mehr schwer sein. Wir führten dort aus, daß die gemilderte Kampfweise eine Konzession an die befreundeten Nachbarn bedeute, zu denen zahlreiche Beziehungen hinüber spielen und auf die man stets mehr oder weniger angewiesen sei. Man ist also dort durch eine Art Zusammenleben zu gegenseitiger Achtung und Rücksichtnahme erzogen: es hat sich auf Grund von Wechselwirkungen ein Stück Kollektivmoral herausgebildet, in das auch die Angehörigen der befreundeten Nachbargruppen eingeschlossen sind. Von all dem kann nun aber im Verhältnis zu den wirklich Fremden, die in einem andern „Lande“ wohnen und mit denen ein engerer Kontakt fehlt, keine Rede sein. — In Wirklichkeit haben wir hier allerdings mit Zwischenstufen zu rechnen. Von der befreundeten Gruppe müssen wir zunächst die bloß benachbarte Gruppe unterscheiden, die vielleicht schon zu einer anderen kulturellen Einheit, oft sogar zu einer anderen Rasse gehören kann, und zu der daher das Verhältnis schon ein entsprechend kühleres ist. Mit diesen mehr indifferenten Nachbarn steht man

vielleicht noch in gewissen Handelsbeziehungen, ohne daß aber deswegen die persönlichen Beziehungen engere zu werden brauchen. Denken wir z. B. nur an die verschiedenen Formen des sogen. stummen Handels, bei dem man sich häufig nicht einmal zu sehen bekommt. Nun werden wir allerdings sagen müssen, daß auch schon derart ephemere Beziehungen im allgemeinen nicht ohne gewisse gegenseitige Zugeständnisse, wie die der Ehrlichkeit und Treue, denkbar sind. Da aber hier der Kontakt mehr unpersönlicher Natur ist, so kann sich dieses Stückchen gemeinsamer Moral nicht festigen und droht jeden Augenblick wieder in die Brüche zu gehen. Handel und Markt haben denn auch bei den Naturvölkern stets die Tendenz, in Streitigkeiten umzuschlagen. —

Häufig sind nun aber die Fremden wirklich völlig Unbekannte, mit denen sogar die leisesten wirtschaftlichen Beziehungen fehlen und von denen man kaum einen genauen Begriff hat, wo sie wohnen. Daß man es nun diesen gegenüber nicht in der Übung hat, irgendwelche Konzessionen zu machen, dürfte einerseits einfach daraus zu erklären sein, daß man hiezu vom Leben in keiner Weise ge-nötigt wird. Dann aber fällt hier noch ein anderes Moment in Betracht. Wir dürfen auf tieferen Stufen nicht mit dem nämlichen abstrakten Menschheitsbegriff rechnen, den wir erst in unserer Kultur ausgebildet haben und der uns beispielsweise zwingt, im Farbigen doch immer noch den Menschen zu achten. Der Primitive reagiert in diesem Punkte völlig anders. Bei ihm gilt gemeinhin nur der als Mensch, der sich auch schon rein äußerlich, also z. B. in Sprache, Schmuck, Tätowierung etc. nicht zu sehr vom Ge-wohnten entfernt. Wer hierin völlig anders ist, muß notwendigerweise auch ein total anderes Wesen sein, dem gegenüber die größte Vorsicht geboten ist und von dem das Schlimmste zu be-fürchten ist. Wie die Beispiele gezeigt haben, macht man sich denn auch häufig von den Angehörigen entfernter Stämme, die eine wesentlich andere Kultur aufweisen, die seltsamsten Vor-stellungen: sie sind nicht nur von barbarischer Wildheit, sondern häufig auch in anatomischer Hinsicht wahre Monstregeschöpfe. Daß man nun einem derartigen Gegner gegenüber, der einen weniger an einen Menschen als an ein reißendes Tier gemahnt, keinerlei Schranken und Rücksichten mehr kennt, ist eigentlich selbstverständlich. Das Kampfverhältnis wird daher hier tatsächlich

zum Gegenstück der Jagd: wie dort das Tier, ist hier der stamm- oder rassenfremde Mensch ein bloßer Gegenstand, über den man völlig willkürlich verfügen kann und dem gegenüber jegliches sittliche Verhalten völlig außer Betracht fällt.

So kommen geregelter und ungeregelter Krieg letzten Endes auf das hinaus, was man als die „dualistische Ethik“ der Naturvölker bezeichnet hat, deren Wesen in Kürze folgendes ist: es gilt die Moral bei den Naturvölkern nicht überall, nicht für die Menschheit schlechtweg, sondern nur für den eigenen Stamm oder die eigene Gruppe, unter Umständen noch für Befreundete. Der Fremde dagegen ist kein Gegenstand der Moral; er ist völlig rechtlos und kann deshalb wie ein Tier behandelt werden. Der ungeregelte Krieg ist daher wirklich, wie FROBENIUS sagt, der Krieg gegen die andere Art, und dieser Autor bezeichnet die Überfälle und Rachezüge der Australier, Indianer, Buschmänner usw. nicht mit Unrecht als eigentliche Menschenjagden.

Dieser Befund hört sich nun im ersten Augenblick so an, als ob er eigentlich eine Bestätigung jener bereits erwähnten populären Denkweise bedeuten würde, nach welcher der Krieg auf primitiven Stufen dem allgemeinen Kulturniveau entsprechend das denkbar größte Maß von Wildheit und Schrecklichkeit zeigen müßte. Nun sind ja die von uns geschilderten Formen gewiß zum Teil recht roh und grausam; wenn wir aber zu einem gerechten Urteil gelangen wollen, dürfen wir andererseits nicht außer acht lassen, daß hier dem Kriegsverhältnis doch wieder eine ganze Reihe von Zügen anhafteten, die dazu geeignet sind, es in seinen Wirkungen abzuschwächen und im ganzen als erträglich zu gestalten.

Zunächst muß daran erinnert werden, daß gerade auf den untersten Stufen, bei Sammlern und Jägern, der ungeregelte Krieg, d. h. jene Auszüge in andere „Länder“, sei es zum Zwecke der Rache, des Kannibalismus oder zur Erbeutung von Trophäen, mehr Ausnahmen bedeuten. Sie funktionieren wie eine Art Ventil, das nur von Zeit zu Zeit in Tätigkeit tritt; denn das Normale sind durchaus die geregelten Verfahren.

Schon etwas abgeschwächt tritt dieser Gegensatz bei den Hackbauern zutage und zwar sowohl bei den melanesischen als den afrikanischen. Die Nachbarn sind zwar immer noch die Meistbegünstigten, deren Frauen und Kinder beispielsweise geschont

werden; aber hier werden bereits auch entfernteren Gruppen etwelche Rücksichten getragen: man versucht die gegenseitigen Verluste ungefähr im Gleichgewicht zu erhalten; Pflanzungen dürfen geplündert, die Baumbestände jedoch nicht verwüstet werden; Frauen und Kinder der Besiegten werden in den eigenen Stamm aufgenommen usw. Im ganzen genommen könnten wir hier eher von halb- oder schwachgeregelten Formen der Kriegsführung sprechen, die mit verhältnismäßig geringfügigen Unterschieden sowohl gegen Befreundete als gegen völlig Außenstehende praktiziert werden.

Als ein weiteres bedeutsames Moment fällt in Betracht, daß der ungeregelte Krieg auf allen tieferen Stufen, d. h. solange er noch nicht zum Eroberungskrieg wird, ein ausgesprochener Kleinkrieg bleibt. Es fehlt ihm noch durchaus der Massencharakter. Schon die Ziele sind mehr privater Natur, die Anzahl der Beteiligten daher eine verhältnismäßig geringe und die Opfer entsprechend klein.

Dazu kommt nun noch die ganze Art dieser Kriegsführung. Während die Eroberervölker zum Teil schon nach unserer Art mit wahrer Bravour kämpfen und sich als echte Helden erweisen, suchen wir beim Typus des demokratisch organisierten Gemeinwesens diesen heroischen Nimbus umsonst. Es gibt nichts Verkehrteres als zu glauben, der primitive Mensch wäre besonders mutig oder tapfer in unserem Sinne. Diese Vorstellung stammt größtenteils aus populären Erzählungen und ist die Folge einer Verwechslung von kriegerischem und kampflustigem Wesen mit Tapferkeit. Kampf und Streit gibt es überall; aber daraus, daß die Leute sich kriegerisch gebärden, folgt noch lange nicht, daß sie auch tapfer sind. Diese Eigenschaft ist allgemein eine verhältnismäßig späte Errungenschaft der Menschheit. Die Kriegsführung der Australier, Melanesier und Südamerikaner zeichnet sich denn auch geradezu durch ihren völligen Mangel an Mut und Tapferkeit aus. Wir finden hier immer den nämlichen Typus erwähnt: in der Nacht schleicht sich der Feind an die fremde Siedlung heran; im ersten Morgendämmern überfällt er die Schlafenden; es entsteht eine verwirrte Flucht, und da werden die Leute umgebracht. Wenn ausnahmsweise der überfallene Feind sich aufrafft und zur Wehr setzt, weicht der Angreifer sehr rasch,

so bald er nur die geringste Einbuße erlitten hat. Wo es überhaupt zu geschlossenen Gefechten kommt, sind in der Regel schon mäßige Verluste entscheidend. Ähnlich ist es in den halb- und schwach-geregelten Treffen der Neger, und selbst da, wo bereits europäische Bewaffnung in Anwendung kommt, ändert sich das Bild nicht wesentlich. Nun muß zwar zugegeben werden, daß jene alten Kaliber, die auf allen möglichen Schleichwegen bis in die entferntesten Winkel der Erde wandern, im allgemeinen von einer Qualität sind, daß sie ihren Besitzern häufig mehr zum Schaden als zum Nutzen gereichen. Aber der Eingeborne scheint überhaupt völlig außerstande zu sein, diese Waffe assimilieren zu können. Bei uns hat sie eine vollständig neue Taktik hervorgebracht; dort aber scheint man sich ihrer mehr als Lärminstrument zu bedienen und sie hat es keineswegs vermocht, die uralte Form des Nahkampfes zu verdrängen. Dies hat allerdings auch wieder seine gute Seite. Das ganze Kampfgeschäft ist dadurch sehr anschaulicher Natur geblieben. Man bekommt, völlig entgegengesetzt unserem modernen Fernkampf, den Gegner leibhaftig zu Gesichte, was eine viel unmittelbarere Auslebe des Grolls und der aufgespeicherten Wut gestattet. Darum finden wir im allgemeinen auch bei den ungeregelten Kämpfen jene starken Ausdrucksmomente wieder, die sich in dem vielen Schreien, Drohen, Gestikulieren und Hin- und Herspringen äußern und die verschiedene Autoren dazu veranlaßt haben, von einer geradezu poetischen oder homerischen Kampfweise zu sprechen.

In diesem Zusammenhange muß sodann noch auf eine Anzahl von Institutionen hingewiesen werden, denen wir überall auf tiefen und tiefsten Stufen begegnen und die gewissermaßen als Anfänge einer Art Völkerrecht in nicht geringem Maße dazu beitragen, kriegerischen Verwicklungen entweder vorzubeugen oder sie doch in gewisser Hinsicht zu normieren und einzudämmen.

Hierher gehören zunächst ein paar Einrichtungen, die man als Vorläufer des Diplomaten- und Gesandtenwesens auffassen könnte. Bei den Australiern ist z. B. vielfach die Rede von unverletzlichen Boten, die zwischen den Stämmen hin- und hergehen und vor allem die Einladungen zu Festlichkeiten und Visiten überbringen. Sie sind mit einer besonderen Legitimation versehen, die in einem hölzernen Stab mit allerlei eingekerbten Ornamenten besteht.

Eine andere Kategorie neutraler Persönlichkeiten dient vorzüglich allerlei Handelsinteressen. Aus unseren Beispielen kennen wir die etwas zweideutige Existenz des melanesischen Handelsfreundes, der allerlei Zwischenträgereien besorgt. Bei Australiern und Indianern wird häufig jemand in der Jugend zu einem fremden Stämme geschickt, damit er dessen Sprache erleme und später als Dolmetscher funktioniere. Solche Individuen genießen dann Zeit ihres Lebens die Gastfreundschaft des fremden Stammes, mit dem sie die verschiedensten Beziehungen vermitteln.

Andere intertribale Vereinbarungen betreffen direkt das Kriegsverhältnis. Sogar den Eskimo ist die Einrichtung des Waffenstillstandes bekannt. Er scheint dort lediglich dem Zwecke der Retablierung zu dienen; in anderen Fällen begegnen wir ihm mehr in der Form eines temporären oder auch nur lokal beschränkten Landfriedens in Rücksicht auf den Handel oder gewisse Festlichkeiten. Nach NEUHAUSS halten sich z. B. in Neu-Guinea feindliche Stämme die Waffenruhe während des Beschneidungsfestes; von den Australiern gilt ein nämliches während der Periode der Reifefeierlichkeiten. Aus Afrika sind uns die neutralen Märkte bekannt. Zu ihnen finden sich Stämme aus dem weitesten Umkreise ein, und da ruht jeder größere Zwist und auch jede Privatrache. Mitunter müssen sogar die mitgebrachten Waffen deponiert oder entladen werden.

Endlich gehören hieher die beiden Sitten der Kriegserklärung und des Friedensschlusses. Die Fehde wird entweder durch Boten oder Mittelmänner regulär angesagt, häufig aber auch nur symbolisch verkündet. Von festen Formen der Friedensschließung ist der nordamerikanische Gebrauch des Rauchens der Friedenspfeife auch schon aus populären Werken bekannt. In der Südsee finden wir an dessen Stelle das Betelkauen und die großen Schweineessen. Besonderes Interesse verdient noch das von NORDENSKIÖLD aus dem südlichen Amerika erwähnte Verfahren, wonach der Friede eigentlich nicht zwischen den beiden feindlichen Parteien, sondern zwischen den Angehörigen der auf beiden Seiten Gefallenen vereinbart wird. Es ist dies ein deutlicher Beweis dafür, daß man den Krieg auf dieser Stufe noch keineswegs als eine öffentliche Angelegenheit, sondern vielmehr als eine Privatsache ansieht.

Unsere kritische Studie über den Krieg auf tieferen Stufen dürfte gezeigt haben, daß Kampf und Streit in der primitiven Gesellschaft sicherlich zu den alltäglichsten Dingen gehören, teilweise auch recht rohe Formen annehmen, im ganzen genommen aber doch weit harmloserer Natur sind, als die populäre Denkweise gemeinhin anzunehmen gewohnt ist. Dem Krieg fehlt hier vor allem jeglicher Zug ins Große, und wie wir gesehen haben, wirken dabei gleichzeitig noch eine ganze Reihe von Faktoren zusammen, um ihm den Stachel zu nehmen und ihn so erträglich wie möglich zu gestalten. Überraschend ist vor allem die weitgehende Verwendung der geregelten Verfahren und zwar gerade bei den allerprimitivsten Stämmen; aber auch die zahlreichen Beschränkungen bei den weniger geregelten Formen, sowie die zuletzt erwähnten keimhaften Anfänge einer Art Völkerrecht beweisen hinlänglich, daß jene alte Hypothese von einem anfänglichen rücksichtslosen Kampf aller gegen alle in keiner Weise vor den Tatsachen standhält. Gewiß gehört der Kampftrieb zur angeborenen Ausstattung des Menschen; aber ebenso stark und ursprünglich ist bei ihm das völlig entgegengesetzte Bedürfnis, sich mit seinesgleichen in freundschaftliche und friedliche Beziehungen zu setzen.¹⁾

¹⁾ Im Momente, wie diese Arbeit in Druck geht, erscheint von dem Leipziger Ethnographen Carl Weule ein neues Kosmosbändchen mit dem Titel „Der Krieg in den Tiefen der Menschheit“. Der Autor, der es in anerkannt vorzüglicher Weise versteht, modernes völkerkundliches Wissen zu popularisieren, behandelt hier in guter Übersicht die gesamte primitive Kriegsführung mit Einschluß des Eroberungskrieges und unter Heranziehung der Prähistorie — dem Zwecke entsprechend natürlich in möglichster Losgelöstheit von den Quellen. Als tiefste Stufen werden der Zweikampf und der sogen. Urkrieg unterschieden, worunter Weule in der Hauptsache die von uns herausgearbeiteten Formen des geregelten und ungeregelten Krieges versteht. Im ganzen ist bei ihm der Schwerpunkt mehr nach der technischen und materiellen Seite hin verlegt, sodaß soziologische und psychologische Erörterungen eher in den Hintergrund treten. Den Text unterstützen verschiedene gute Illustrationen von primitiver Bewaffnung und Kampfweise.

Das Büchlein ist wiederum wie die ähnlichen früheren Publikationen des Verfassers ungemein frisch geschrieben, vielleicht etwas zu sehr aus der Stimmung unserer trüben Zeit heraus und stellenweise leider nicht ohne polemischen Einschlag.



Leere Seite
Blank page
Page vide